Friedrich der Groſze und ſein Hof.

I.

Friedrich der Große und sein Hof,

oder

So war es vor 100 Jahren.

In vertrauten Briefen

des

Freiherrn v. Bielfeld,

geschrieben von 1738—1760.

The dome where pleasure holds his midnight reign,
Here, richly deckt, admits the gorgeous train;
Tumultous grandeur crouds the blazing square
The rattling chariots clash, the torches glare.
Sure scenes like these no troubles e'ver annoy!
Sure these denote a universel joy!

Goldsmith.

Erster Theil.

Breslau,
im Verlage bei Josef Max und Komp.

1838.

285. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Seiner Königlichen Hoheit,

Friedrich Wilhelm,

Kronprinzen von Preußzen,

weihet

diese Blåtter

in tiefster Unterthänigkeit

D. U.

Vorwort.

Vorliegendes Werk ist nach den vertrauten Briefen des Freiherrn von Bielfeld bearbeitet, die in den Jahren 1738 — 60 in französischer Sprache geschrieben wurden. Ihr Inhalt, ohne die geringste politische Beziehung, beschränkt sich auf eine gemüthliche Erzählung dessen, was am Hofe Friedrichs, welcher den Verfasser mit seiner besondern Gnade beehrte, an einigen andern europäischen Höfen und in den Zirkeln der großen Welt jener Zeit Sitte

war. Die Briefe waren keineswegs für das Publikum bestimmt, allein der Verfasser, der sie späterhin aus dem Staube hervorgesucht hatte, wurde vielfach gebeten, sie drucken zu lassen. Er willigte ein, doch unter der ausdrücklichen Bedingung, die darin vorkommenden Personen höchstens nur mit den Anfangsbuchstaben zu bezeichnen. Aber der Verleger ließ die Namen — wahrscheinlich aus guten Gründen — beinahe alle stehen, welches dem Verfasser tausend Verdrießlichkeiten zuzog. Die Sammlung erschien im Jahre 1763 im Haag; sie war Voltaire zugeeignet, erregte die höchste Aufmerksamkeit und wurde in Kurzem gänzlich vergriffen. Man versandte sie nach England und Frankreich, selbst nach Schweden und Dänemark, nur in Deutschland fand sie keine so günstige Aufnahme; ja, man suchte

daselbst ihre Verbreitung zu verhindern und verbot sie in einigen Ländern gänzlich, da die lebhafte Charakterzeichnung mancher bedeutender Männer und die freimüthige Schilderung einiger Höfe Anstoß gab. So wurden also Bielfelds Briefe der Vergessenheit übergeben, doch schien es der Mühe werth, sie derselben zu entreißen und sie, zwar in veränderter Form, doch mit möglichster Treue, in's Deutsche zu übertragen. Sie gehören einer denkwürdigen Zeit an und werden sich vielleicht besonders der Theilnahme der Leser zu erfreuen haben, die sich gern an das erste Blüthenalter der preußischen Größe erinnern.

Da in unsern Tagen jeder Gebildete Französisch versteht, so ist hin und wieder Einiges, besonders aber da, wo Personen redend angeführt sind, so wiedergegeben, wie

es sich im Original vorfand. Möge der Leser manches Mangelhafte des Styls damit entschuldigen, daß Briefe, die vor hundert Jahren geschrieben wurden, unverkennbar das Gepräge ihres ehrwürdigen Alters an sich tragen müssen.

Inhalt.

Seite.

1. An Herrn E— in Schwerin, Erzieher des Erbprinzen. 1
2. An den Herrn von Stüven in Hamburg. (Friedrichs Aufnahme in den Freimaurerorden.) . . . 3
3. An Herrn E — in Schwerin. 9
4. An Frau von — in Hamburg. (Schilderung Berlins.) 13
5. An Dieselbe. (Potsdam.) 22
6. An Dieselbe. (Rheinsberg.) 33
7. An Herrn R — Esq. in London. 57
8. An meinen Vater in Hamburg. 59
9. An Denselben. (Tod Friedrich Wilhelms I.) . . 61
10. An den Herrn von Stüven in Hamburg. (Friedrichs erste Regierungstage.) 72
11. An Denselben. (Leichenfeierlichkeiten Friedrich Wilhelms I.) 80
12. An den Baron v. Pöllnitz in Berlin. (Trauerfeierlichkeiten in Hannover.) 88
13. An Frau v. Br — in Berlin. (Lady Yarmouth und die hannöverischen Salons.) 100
14. An Herrn v. Hagedorn in Hamburg. (Schilderung einiger englischer Geistlichen.) 105
15. An meinen Vater in Hamburg. (Bemerkungen über Spanien, Friedrich der Große in Straßburg.) . 110

Seite

16. An den Herrn v. Stüven in Hamburg. (Hoffeste zu Herrenhausen und Hannover.) 116
17. An den Prinzen Wilhelm von Preußen. . . . 119
18. An den Herrn von D — in Hamburg. (Georg II., König von Großbrittannien.) 121
19. An meinen Vater in Hamburg. (Tod Kaiser Karls des Sechsten.) 125
20. An meine Schwester in Hamburg. 130
21. An den Herrn v. Podewils in Berlin. (Reise von Berlin nach London.) 134
22. An den Baron v. K— in Berlin. (Englische Gärten.) 146
23. An Denselben. (Hof und Theater in London.) . 152
24. An Denselben. (Vergnügungen der Engländer.) . 158
25. An den Geheimenrath Jordan in Berlin. (Zustand der Wissenschaften in England.) 165
26. An den Herrn von Knobelsdorf in Berlin. (Beschreibung einiger Gebäude in England.) 171
27. An Fräulein von — in Hamburg. (Ranneleigh und Vauxhall.) 178
28. An Herrn von Hagedorn in Hamburg. (Schiffe und Einrichtung des Seewesens.) 187
29. An den Baron von Pöllnitz in Berlin. (Feierlichkeit bei Verleihung des Hosenbandordens.) 190
30. An den Staatsminister von Podewils in Berlin. (Charakter der englischen Nation.) 200
31. An meine Mutter in Hamburg. 207
32. An den Geheimenrath Jordan in Berlin. (Rückreise von London nach Hannover.) 209
33. An meinen Bruder in Bordeaux. 214

1.

An Herrn E— in Schwerin,
Erzieher des Erbprinzen.

Hamburg, den 20. Juli 1738.

Theuerster Freund,

In einigen Tagen reise ich mit zwei Freunden nach Braunschweig, woselbst sich der Kronprinz von Preußen in unsern Orden aufnehmen lassen will. Ich verdanke die Einladung zu dieser Feier unserm würdigen Meister, der mir schon oft mehr, als Bruder, der mir auch hier wieder ein wahrer Vater war. — Der Wunsch, Freimaurer zu werden, scheint im Kronprinzen plötzlich und ganz zufällig erweckt worden zu sein. Ganz vor Kurzem kam der König, sein Herr Vater, mit einem zahlreichen Gefolge nach dem Loo, um den Prinzen von Oranien zu besuchen; der Kronprinz begleitete ihn. Bei Tafel ist von der

Freimaurerei die Rede, von der der König ziemlich nachtheilig spricht. Der Graf von der Lippe, der gegenwärtig ist, vertheidigt sie und erklärt sich selbst, ohne ängstliche Rücksicht und mit edler Freimüthigkeit, für einen Maurer. Nach der Tafel nimmt ihn der Kronprinz bei Seite und entdeckt ihm den Wunsch, unserm Bunde beizutreten. Er fügt hinzu, daß dies, ohne Aufsehen zu erregen, nur in Braunschweig geschehen könne, woselbst sich während der Messe immer eine große Anzahl Ordensmitglieder zur Loge versammeln. Der Graf von der Lippe wendet sich an unsern Meister, erzählt ihm, welche Ehre uns der Kronprinz erweisen will, und jener denkt sogleich, daß dies eine erwünschte Gelegenheit sei, mich dem Prinzen vorzustellen. So knüpft sich eine Reihe von Zufälligkeiten an einander, woraus vielleicht ein Glück für mich hervorgehen kann. Sie wissen, mein Freund, daß mir meine jetzige Lage mißfällt, und daß ich mit meinem Heimathlande nicht sehr zufrieden bin. Ich gleiche jenen Gewächsen, die, um zu gedeihen, verpflanzt werden müssen; in Hamburg könnte ich höchstens nur in Saamen schießen und dann verwelken. Vielleicht hat der große Lenker des

Schicksals beschlossen, den Grundstein zu dem meinigen in Braunschweig zu legen. Ich mache schon alle Anstalten zur Reise, deren Veranlassung, wie Sie wohl einsehen, ganz geheim gehalten werden muß. Doch fühlte ich das Bedürfniß, Ihnen meine frohe Ahnung anzuvertrauen, und empfehle mich Ihrer Güte und Freundschaft.

2.

An den Herrn von Stůven, in Hamburg.

Braunschweig, den 24. August 1738.

Ihr Fieber, welches Sie abhielt, bei der Aufnahme des Kronprinzen zu sein, hat Ihnen, mein armer Freund, einen schlimmen Streich gespielt. Jagen Sie ihn hinaus, diesen Feind, aus Ihrer schönen Wohnung, und sorgen Sie wenigstens dafür, daß Sie bei unserer Rückkehr genesen sind. Wir denken nicht mehr lange in Braunschweig zu bleiben,

denn leider ist ein gekröntes Haupt hier, welches leicht, wenn es die Aufnahme seines Sohnes zur bösen Stunde erführe, die Achtung gegen unsern Orden etwas aus den Augen setzen könnte. Unterdessen erfülle ich mein Versprechen und benutze die erste Stunde der Muße, um Ihnen von unserer Reise und dem glücklichen Erfolg unseres Vorhabens Nachricht zu geben.

Ich reiste, wie Sie wissen, mit O— und L— am 10. August von Hamburg ab; den andern Tag Abends waren wir vor den Thoren Braunschweigs. Der Accisbediente machte, seiner Pflicht gemäß, Anstalt, unser Gepäck zu durchsuchen. Dies setzte uns in nicht geringe Verlegenheit. Urtheilen Sie selbst darüber. Wir hatten einen großen Koffer, der mit allen zur Loge gehörigen Werkzeugen rc. angefüllt war. Diese Sachen konnten vielleicht, ungeachtet der Meßfreiheit, in Braunschweig verbotene Waare sein. Wir überlegten dies einen Augenblick. Wenn der Visitator auf die Eröffnung des Koffers gedrungen hätte, so wäre uns nichts übrig geblieben, als uns für Taschenspieler oder Goldmacher auszugeben. Doch ging Alles gut. Ich drückte dem Manne einen

Dukaten in die Hand, worauf er uns die Versicherung gab, er wisse, daß er Herren von Stande vor sich habe, die gewiß nichts einschwärzen würden.

Wir stiegen im Kornschen Gasthofe ab, welcher der vornehmste in der Stadt ist. Mit uns zugleich traf der Graf von der Lippe, der Graf K— und Herr von A— aus Hannover ein, und noch denselben Abend besprachen wir mit ihnen alles Nöthige. Rabon, der Kammerdiener des Herrn von O—, ein ächter Maurer, erhielt das Amt eines Zieglers und machte seine Sache vortrefflich.

Den andern Morgen verkündigte Kanonendonner die Ankunft des Königs von Preußen und seines Gefolges. Die Gegenwart dieses Monarchen und der vielen Fremden, welche die Messe nach Braunschweig zieht, machte die Stadt außerordentlich lebhaft. Wir verabredeten, daß sich außer dem Grafen von der Lippe Niemand von uns bei Hofe vorstellen lassen sollte. Der Graf war beauftragt, beim Kronprinzen über den Tag, die Stunde und den Ort der Aufnahme die nöthigen Befehle einzuholen. Der Prinz bestimmte die Nacht zwischen dem vierzehnten und funfzehnten, und wählte unser Quartier zum

Logenlokal, welches sich, seiner Geräumigkeit wegen, allerdings dazu schickte. Das einzige Hinderniß schien die Nachbarschaft eines Herrn von W—, dessen Zimmer nur durch eine dünne Bretterwand von dem Saal getrennt war. Er hätte Alles hören und verrathen können.

Dies beunruhigte uns Anfangs; da aber unsere hannöverischen Brüder W—'s glückliche Gemüthsart kennen, die gern jede Lebensmühe in Wein ersäuft, so drangen wir nach dem Mittagsessen sämmtlich mit vollen Gläsern in sein Zimmer und versetzten ihn in einen solchen Zustand, daß er wahrscheinlich neben einer Batterie geschlafen haben würde, ohne zu erwachen. Der ganze vierzehnte August ward mit Vorbereitungen zur Loge zugebracht, und gleich nach Mitternacht sahen wir den Kronprinzen in Begleitung des Grafen W—, Hauptmanns in des Königs Regiment zu Potsdam, ankommen. Der Prinz stellte uns diesen als einen Prätendenten unseres Ordens vor und bat uns, den Grafen, welchen er sehr empfahl, unmittelbar nach ihm selbst aufzunehmen. Zugleich verlangte der Prinz, ganz als Privatmann behandelt zu werden, auch solle man keine übliche

Ceremonie, aus Rücksicht für ihn, ändern. So wurde er denn in gehöriger Form aufgenommen. Ich konnte seine Unerschrockenheit, seine Ruhe, seine Feinheit und Gewandtheit nicht genug bewundern. Ich hielt eine kleine Rede, über die er mir seine Zufriedenheit zu erkennen gab. Nach Vollendung dieser doppelten Aufnahme eröffneten wir unsere Loge und gingen an die Arbeit. Dem Prinzen schien Alles sehr zuzusagen, und er zeigte so viel Geist, als Geschick. Ich gestehe Ihnen, lieber Bruder, daß mir dieser Prinz für Preußen eine schöne Zukunft zu versprechen scheint. Er ist nicht groß, also kein König Saul, allein die Größe seines Genies wird überall sichtbar, und er ist es werth, einen Thron zu besteigen. Seine Bildung ist einnehmend, seine Miene geistreich, seine Haltung edel, und es hängt nur von ihm ab, für einen schönen Mann zu gelten. Ein Pariser Petit-maître würde vielleicht etwas gegen seine Frisur einzuwenden haben, doch hat sein Haar ein schönes, zu seinem Kolorit passendes Braun und fällt in natürliche Locken. Sein großes, blaues Auge ist ernst, angenehm und freundlich; ich wundere mich, daß er noch so jung aussieht.

In seinem Benehmen liegt etwas, das die hohe Geburt beurkundet, und er ist vielleicht der artigste Mann des Königsreichs, welches er einst beherrschen wird. Er hat dem Meister vom Stuhl die verbindlichsten Sachen gesagt; außerdem war so viel Gnade und Huld über sein ganzes Wesen verbreitet, daß mir über seine wohlwollenden Gesinnungen, die der allgemeine Ruf so hoch gestellt, nicht der geringste Zweifel bleibt.

Nach 4 Uhr des Morgens war Alles zu Ende. Der Prinz kehrte nach dem herzoglichen Schlosse zurück und schien in dem Grade mit uns zufrieden, wie wir von ihm entzückt waren. Ich ging sehr ermüdet und freudetrunken zu Bett.

Heute wird uns unser erlauchter Bruder Befehle über unsere Abreise ertheilen. Diesen Abend ist italienische Oper, die vortrefflich sein soll, und morgen treten wir vielleicht schon den Rückweg nach Hamburg an. Unterdessen umarmt Sie bis auf Wiedersehen herzlich der Ihrige 2c.

3.

An Herrn E— in Schwerin.

Hamburg, den 12. März 1739.

Sie haben mir Geist und Herz gebildet, theurer E—, ich betrachte Sie also als einen Vater und Freund. Diese heiligen Namen berechtigen mich, mir Ihren Rath in einer Sache zu erbitten, die für mich von größter Wichtigkeit ist, da das Glück oder Unglück meines Lebens davon abhängt. Ich glaube Sie in diesem Augenblick zu sehen, Sie machen große Augen, runzeln die Stirn — kurz, Sie glauben, ich habe eine Heirath im Sinne. Nein, mein Freund, dies Mal irren Sie sich; die Liebe hat mit der Sache nichts zu thun. Ist man verheirathet, so kümmert sich kein hübsches Mädchen mehr um einen; die schönsten Augen sind für den verheiratheten Mann ohne Feuer, und die Gattin liebt, tändelt, bemüht sich für ihn, blos — um ihre Pflicht zu erfüllen. Dieses Schauspiel, täglich von Neuem der Welt wegen und vor den Augen der Welt gespielt, würde

mir bald unerträglich werden. Durch Zeit und Vernunft überwindet man jede Neigung, und die Ehe ist ein ewiges Band. Sie ist eine Reise auf einem uferlosen Meere, auf welchem einer der beiden Schiffenden untergehen muß. Hier rede ich noch dazu von einer glücklichen und tausendfach beneideten Ehe. Wie entsetzlich muß es erst sein, wenn man unglücklich wählt! Wir lasen mit einander in der Kirchengeschichte, daß es eine der schrecklichsten Martern der ersten Christen war, sie an Leichname zu fesseln, und ihnen so durch Grausen und Entsetzen einen langsamen Tod zu geben. So oft ich eine liebenswürdige Frau an einen langweiligen Mann oder einen wohlgebildeten Mann an eine Lea geknüpft sehe, rufe ich in meinem Herzen aus: Armes Opfer, auch du mußt wie ein Märtyrer vergehen! Nein, mein lieber Mentor, vom Heirathen ist dies Mal nicht die Rede. Es eröffnet sich mir eine ganz andere Lebensbahn. Hören Sie:

Der Kronprinz von Preußen, dem ich durch einen besondern Zufall auf der letzten Braunschweiger Messe aufzuwarten die Ehre hatte, hat den Obrist von Truchses-Waldburg hierher an mich ge-

sandt. Dieser ist ein sowohl durch sein Aeußeres als durch seine geistige Bildung höchst einnehmender Mann. Unter andern Aufträgen war ihm auch befohlen, mich zu fragen, ob ich Lust hätte, in die Dienste des Prinzen zu treten. Bei diesem Antrage war mir ganz eigen zu Muthe. Ich antwortete unbestimmt, um Zeit zu gewinnen, und ohne mich zu etwas verbindlich zu machen, versprach ich dem Grafen, nach Rheinsberg zu kommen, wo sich der Prinz oft aufhält. Dort, sagte er, würde ich aus dem Munde des Prinzen hören, welche Pläne er mit mir habe. Die Herren von B. und D. sind ebenfalls eingeladen und reisen mit mir.

Ich habe Alles gethan, um den Grafen Truchses in seinen übrigen Aufträgen zu unterstützen und ihm seinen Aufenthalt in Hamburg so angenehm, als möglich, zu machen.

So hätte sich mir eine glänzende Bahn eröffnet, welche aber wahrscheinlich nicht ohne Dornen ist, und die mich leicht auf eine steile und gefährliche Höhe führen kann. Haben Sie die Güte, mir Ihre Ansichten mitzutheilen; setzen Sie jede Rücksicht, jede Schonung bei Seite, und sagen Sie mir mit aller

in einem freien Staate, wie Hamburg, herrschenden Offenheit und ohne Ausweichung, was Sie mir rathen.

Glauben Sie, daß ich für das Hofleben passe? Meinen Sie, daß ich dem Prinzen nützlich werden könne? und welchem Prinzen! Schon steht er an den Stufen eines der ersten Throne Europas, ausgerüstet mit den in der Einsamkeit erworbenen Fähigkeiten eines Cäsar und bereit, eine Rolle zu spielen, auf welche die Welt mit Bewunderung sehen wird.

Die Preußen ahmen jetzt überhaupt jenen abgöttischen Völkern nach, die vor dem Aufgange der Sonne den Glanz der Morgenröthe schon hoffnungsvoll verehren. Ich verehre mit ihnen, aber nicht ohne Furcht. Ich bebe, mich der Sonne zu nähern, da ich nicht weiß, ob ich fest genug bin, ihre Strahlen zu ertragen. Vielleicht brennen sie mich zu Kalk, anstatt mich zu bilden und zu härten. Theurer Freund, zerstreuen oder billigen Sie meine Besorgniß! Sie kennen mehr, als sonst Jemand, das wenige Gute, das an mir ist, und Alles, was uns auf dem schlüpferigen Pfade des Hoflebens begegnet.

Lenken Sie meine Schritte, meine Stimme, meine Handlungen auf dieser neuen Bahn! Unterstützen Sie mich nicht, so werde ich meine Rolle gewiß schlecht spielen, und unter dem Pfeifen und Zischen der Zuschauer abtreten müssen.

4.

An Frau von — in Hamburg.

Rheinsberg, den 11. August 1739.

Gnädige Frau,

Der Herr von O. und ich sind zwar im Begriff, Rheinsberg wieder zu verlassen, dessen ungeachtet aber verfehle ich nicht, Ihnen schon vor unserer Rückkunft nach Hamburg unsere ganze Reise zu erzählen. Ich werde vielleicht lang und langweilig sein; aber bedenken Sie, daß dies nicht meine Schuld allein ist. Sie wollen ja jede Kleinigkeit hören, und ich verstehe die Kunst nicht, Ihnen ungehorsam zu sein.

Sie wissen, daß der Kronprinz, um den Grund

unserer Reise möglichst geheim zu halten, uns befohlen hatte, geradeswegs nach Berlin zu gehen, unter dem Vorwande, diese Stadt als Fremder in Augenschein zu nehmen. Wir kamen ohne Hinderniß daselbst an, und mit einer Art von Glanz, die Aufmerksamkeit erregte. Ich habe diese schöne Stadt nicht genug bewundern können. Ich hatte ein günstiges Vorurtheil für Paris, ich glaubte, daß die Welt nichts Aehnliches aufzuweisen hätte. Allein weder in Hinsicht des Umfangs, noch in der Schönheit der Gebäude, noch in der Breite und Anlage der Straßen steht Berlin Paris bedeutend nach. Ja, Berlin ist reinlicher und freundlicher, als Paris. Die Spree durchschneidet die Stadt in zwei Armen, die mit schönen Ufermauern und vortrefflichen Brücken versehen sind. Die lange Brücke, welche vom Schloßplatze zur Königsstraße führt, ist ein Prachtwerk. Die bronzene Statue des großen Kurfürsten zu Pferde befindet sich darauf; sie steht auf einem Fußgestell von weißem Marmor, an dessen Ecken sich vier bronzene gefesselte Sklaven befinden. Die Statue ist nach dem Entwurfe Schlüters, welcher Baumeister unter Friedrich I. war, ausgeführt. Auf

mehreren Plätzen Berlins findet man Werke dieses großen Meisters oder seines würdigen Nachahmers Bott. Das Schloß, das Zeughaus, das Gießhaus, die Bildhauerakademie, einige Kirchen und der vordere Theil des Posthauses sind so vollkommene Gebäude, als manche gepriesene jenseits der Alpen. Ich mache Ihnen keine Beschreibung davon, da sie der Baron von Pöllnitz schon in seinem Buche schildert. Nur auf wenigen Plätzen Berlins findet man Ueberreste der gothischen Bauart; in den neuen Gebäuden herrscht durchgängig der Geschmack Griechenlands, Roms und des neuen Italiens. Der König muntert seine Unterthanen durch Lieferung freier Materialien zum Bauen auf; da sie nur das Arbeitslohn zu bezahlen haben, so sieht man ganze Straßen, Plätze und Vorstädte sich von Grund aus neu aus der Erde erheben. Schade, daß nicht Alles nach Einem Plane ausgeführt ist. Mir scheint es überhaupt, daß der König nicht viel Geschmack hat, und daß er sowohl in Berlin, als überall seinem Sohne Gelegenheit läßt, noch manche Lücke auszufüllen.

Sobald wir in Berlin durch das Charlottenburger (Brandenburger) Thor gefahren waren, kamen

wir über einen schönen Platz, das Carré (Pariser Platz), und setzten unsern Weg durch die Neustadt fort. Hier fuhren wir in einer langen Allee von hohen Linden, die in sechs Reihen stehen und beinahe bis an die Dächer der hohen Häuser dieser außerordentlich breiten Straße reichen. In der Mitte ist ein mit einem Geländer eingefaßter Weg, der zum öffentlichen Spaziergange dient. Am Schlusse der Allee fiel uns die Akademie, der Palast des Kronprinzen, das Zeughaus und das Schloß in die Augen. Es war 11 Uhr Vormittags, das Wetter überaus schön und heiter, und zwei Bataillone Infanterie und eine Schwadron Husaren standen in voller Parade im Lustgarten. Ich gestehe, gnädige Frau, daß der plötzliche Anblick dieser Gebäude und der preußischen Truppen unter den Waffen mich bezauberte. Aber es währte nicht lange. Unser Postillon, der nach diesem Schauspiel nicht so lüstern war, wie ich, peitschte die Pferde, und in wenigen Augenblicken hielten wir in der Brüderstraße, vor dem Vinzentischen Gasthofe. Dies ist eins der besten Wirthshäuser Deutschlands. Man wird nach französischer Art bedient, findet gute Zimmer und Betten,

vortreffliches Essen und Alles sehr billig. Wir ließen uns beim Grafen Truchses melden; er hatte die Artigkeit, uns nach der Parade selbst zu besuchen. Nachmittags machten wir unsere Gegenvisite. Ich wünschte, gnädige Frau, Sie könnten seine Wohnung sehen! Sie ist weder ein Haus, noch der Flügel eines Hauses, noch ein Pavillon oder etwas Aehnliches. Man kann keinen Begriff von diesen vielen aneinanderhängenden Zimmern, von dem großen Saal, der Gallerie, der Grotte und den vielen Kabinetten geben, die sich alle im untern Stocke befinden, keinen auffallenden Eingang und keinen Vordergiebel haben, und doch so bequem, so gut eingetheilt und möblirt sind, und in welchen man überall prachtlosen Geschmack findet. Der Speisesaal geht auf einen großen Garten, der in einem alten Festungswerke angelegt ist und daher eben so wunderbar unregelmäßig, als das Haus, aber eben so nett, als dieses, ist. Man findet darin lauter auslaufende oder eingebogene Winkel. Ueber dem Saale befinden sich nach Außen drei Statuen in italienischem Geschmack, welche unbekleidete Kinder vorstellen. Das eine hält den Riß des Gebäudes,

das andere öffnet mit verschlossenen Augen einen Geldbeutel, und das dritte kratzt sich hinter den Ohren. Der einzige Werth dieser Figuren ist vielleicht ihre leider wahre Andeutung. Der arme Graf Truchses hat so viel Weisheit und Baulust, wie Salomo, aber nicht so viel Geld; doch kenne ich keinen angenehmern Mann, sein Umgang hat für mich so etwas Anziehendes, daß mir jeder andere dagegen wie Spreu erscheint. Er hat neben dem feinsten Weltton eine seltene Bescheidenheit; sein überfließender Witz ist immer zart und attisch. Ich bin unaufhörlich in seinem Hause und werde von ihm mit Artigkeiten überschüttet. Er hat tausend Tugenden, tausend große Eigenschaften, aber auch manche kleine Mängel, die den Schatten des Gemäldes ausmachen und die einförmige Vollkommenheit daraus entfernen. Sein größter Fehler ist ein ewiges Poltern und Toben mit seinen Leuten, worin ihn selbst die Gegenwart seiner Gäste nicht stört. Er hat einen alten Kammerdiener, der die Geduld selbst, aber ewig die Zielscheibe seiner Schmähungen und übeln Laune ist. Aber auch die andern Diener mögen thun, was sie wollen — sie machen immer Alles unrecht.

Uebrigens, gnädige Frau, hat man uns in mehreren andern Häusern vom ersten Range, besonders aber bei dem Marquis von Varenne und dem Grafen Kameke, sehr gütig aufgenommen. Beide stehen hier in hohem Ansehen. Die Gräfin Kameke ist die Tochter des Grafen Golloffkin, des preußischen Gesandten im Haag. Sie ist eine der liebenswürdigsten, geistreichsten und vortrefflichsten Frauen; an ihrer Seite müßte selbst das Leben auf einer wüsten Insel Seligkeit sein.

Ich habe den Marquis de la Chétardie kennen lernen; er ging als französischer Gesandter durch Berlin nach St. Petersburg *). In Gesellschaft der Männer ist er ein Orakel, mit den Damen ein Paris. **Les Berlinoises ne jurent que par lui**, und der Kronprinz scheint ihn zu schätzen. Er ist von einem glänzenden Hofstaate umgeben; ein Gesandtschaftskavalier, Pagen, Sekretäre in Menge, ein Haushofmeister, ein Almosenier und eine große Anzahl von Bedienten begleitet ihn, kurz Alles, was

---

*) Er war es, der zur Thronbesteigung Elisabeths kräftig mitwirkte.

dazu gehört, den Bewohnern der Newaufer zu imponiren.

Wir haben nichts unterlassen, gnädige Frau, was Reisenden obliegt. Wir haben alle Merkwürdigkeiten von Berlin, das Schloß, das Zeughaus, die Kunstkammer, das Naturalienkabinet, die Bibliothek, das Gießhaus u. s. w. gesehen. Es befand sich unter der Menge manches Schöne, aber die Klugheit bewundert nicht Alles, nur hin und wieder giebt sie ihren Beifall zu erkennen.

Die Umgegend von Berlin ist sandig und unfreundlich. Man begreift nicht, warum die alten Beherrscher des Landes ihre Residenz nicht lieber in Brandenburg, der ursprünglichen Hauptstadt des Markgrafthums, aufschlugen, in Brandenburg, welches reizend an der Havel liegt, während Berlin eine wahre Sandgrube ist, wo die Natur nichts gethan und Alles der Kunst überlassen hat. Ich habe ein Dorf kennen gelernt, welches Buchholz heißt und nicht weit von der Stadt liegt. Es wird ganz von Franzosen bewohnt, die daselbst eine schöne Kirche, einen reformirten Prediger ihrer Nation, und viele angenehme und bequeme Landhäuser besitzen.

Es hat etwas Eigenes, hier im Mittelpunkte Deutschlands ein Dorf zu erblicken, worin man nur französisch spricht. Es soll noch verschiedene ähnliche Dörfer im Lande geben. Das eben genannte scheint mir ein allerliebster Ort zu sein. Die französischen **Réfugiés** und die Brandenburger sind sich gegenseitig vielen Dank schuldig. Die ersten sind in der Fremde sehr gut aufgenommen worden und haben ein Glück gemacht, das ihnen in der Heimath nicht zu Theil werden konnte; dafür haben die hiesigen Einwohner Künste, Fabrikarbeiten und Ackerbau von ihnen gelernt. Sonst wuchs in der Mark nichts als Petersilie, jetzt sieht man auf den Marktplätzen Berlins Früchte, Blumen und Gartengewächse aller Art und von ausgesuchtem Geschmack. Die vertriebenen Franzosen lehrten die hiesigen Gärtner die künstliche Mischung des Düngers und des Sandes, die sie früher nicht kannten, und die so glücklich ausgefallen ist.

So eben läßt uns der Kronprinz befehlen, noch einige Wochen in Rheinsberg zu bleiben. Ich werde also noch zwei Mal an Sie, gnädige Frau, schreiben,

um Ihnen etwas über Potsdam und unser Leben in Rheinsberg mitzutheilen.

Der gegenwärtige Brief ist doch wohl lang genug? Kommen Sie nur erst wieder zu Athem. Nur noch so viel zum Schlusse, daß ich ungeachtet der Pracht und des Vergnügens, worin ich lebe, nie einen Augenblick aufhören werde zu sein ꝛc.

5.

An Dieselbe.

Rheinsberg, den 16. October 1739.

Wir waren kaum in Berlin angekommen, als uns der Kronprinz, der sich gerade in Rheinsberg befand, wissen ließ, daß er es aus guten Gründen gern sehen würde, wenn wir eine kleine Reise nach Potsdam machten. Seinem Befehl zu Folge begaben wir uns dahin. Diese Stadt, welche viel kleiner ist, als Berlin, ist die eigentliche Residenz des Königs und die Garnison seines Regiments. Sie liegt auf

einer Halbinsel der Havel, vier Meilen von Berlin, in einem niedrigen und morastigen Grunde. Besteigt man die Anhöhen um Potsdam, so sieht man die Stadt, so weit das Auge reicht, von allen Seiten mit Wasser umgeben. Viele Inseln und Erdzungen erheben sich aus dem nassen Elemente, und Potsdam erscheint vom Schloß und Lustgarten aus als ein zweites Venedig. Diese Lage macht die Luft feucht und ungesund, auch ist das Pflaster beständig schmutzig, mit Ausnahme eines einzigen Viertels, welches in dem Geschmack der nordholländischen Städte gebaut ist, und unter dessen Einwohnern, welche größtentheils Holländer sind, eine dieser Nation eigene Reinlichkeit herrscht. Zwei schöne viereckige Plätze, mit Linden besetzt, dienen zum Spaziergange. Der freundlichste dieser Plätze war sonst ein Sumpf, der die Luft durch seine Ausdünstungen verdarb. Der König ließ ihn ausfüllen, vorher aber Tausende von Pfählen einschlagen, um festen Grund zu haben. Allein eines Morgens sah man mit Erstaunen, daß Alles unter und über einander geworfen war, so daß die Spitzen der Pfähle in die Höhe standen und der darüber geschüttete Sand verschwunden war. Man

hat nie entdecken können, welche unterirdische Kraft dieses Wunder veranlaßte.

Friedrich Wilhelm, so wirthschaftlich er auch ist, lachte nur über diesen Zufall, und brachte es endlich mit Kosten und Arbeit dahin, daß der Morast ausgefüllt, der Grund tüchtig befestigt und eine Reihe schöner Bäume darauf gepflanzt wurde. Ueberhaupt scheint mir der Monarch nicht in dem Grade karg zu sein, wie man ihn gewöhnlich schildert. Er liebt Häuslichkeit und Ordnung, aber man hat mir doch von seiner Freigebigkeit Manches erzählt, was der Nachwelt bekannt zu werden verdiente. Bei Veranlassungen, welche zu Hauptzwecken führen, oder wenn seine Neigung in's Spiel kommt, scheut er keine Ausgabe; nur in Kleinigkeiten ist er außerordentlich genau. Er hat, wie man sagt, gestanden, daß er die Rechnungen für seine drei größten Ausgaben verbrannt habe, weil er sich schämen würde, wenn sie seine Nachfolger nach seinem Tode fänden. Die erste Ausgabe war für die neue Bevölkerung des Königreichs Preußen, welches in den letzten Regierungsjahren seines Vaters, Friedrich I., durch die Pest verwüstet wurde; die zweite für die unter seiner

Regierung in Berlin und Potsdam aufgeführten Gebäude, und die dritte für sein Riesenregiment. Wirklich müssen diese drei Ausgaben ungeheuere Summen erfordert haben. Was mich wundert, ist, daß der König einen so ungesunden Ort zur Garnison seines Lieblings-Regiments erwählt hat, und daß er die Soldaten, deren Anwerbung und Unterhalt so theuer zu stehen kommt, in solche Kleider einzwängt. Der Rock ist so kurz, daß er gegen ungünstiges Wetter durchaus nicht schützt, und besonders in den Aermeln so enge, daß das Blut nicht gehörig umlaufen kann. Es zieht sich durch die Pressung in die inneren Theile zurück, besonders in die Brust, daher öfteres Blutbrechen, welches die Schwindsucht zur Folge hat, bei den Soldaten, besonders nach der Exerzierzeit, nicht ungewöhnlich ist. Als wir auf einem Spaziergange am Potsdamer Militär-Kirchhofe vorüber kamen, sagte einer unserer Begleiter: Kein Ort im ganzen Lande hat dem Könige so viel Geld gekostet, als dieser. Wirklich ist dieser Friedhof ein Abgrund, welcher einen großen Theil der unsäglichen Summen verschlingt, die der König für die großen Leute seines Regiments bezahlt. — Mit

guten Empfehlungen versehen, kamen wir Sonnabend Abends in Potsdam an; des Sonntags, in aller Frühe, weckt uns der Wirbel von hundert Trommeln. Wir sprangen eilig auf, kleideten uns an und gingen auf den Paradeplatz, wo wir das Riesen-Regiment in schöner Uniform, jedoch nur mit dem Degen an der Seite, vorbeiziehen sahen. Man führt hier die Soldaten zur Kirche, wie man sie auf's Schlachtfeld führt, und nennt dies die Kirchenparade.

Ich weiß es wohl, gnädige Frau, daß es passender sein würde, Ihnen ein Hoffest anstatt der Soldaten zu schildern; allein Sie sind dem Kriegswesen nicht abhold, und da das Regiment so berühmt ist und ich von Potsdam nichts erzählen kann, was nicht einigermaßen damit in Beziehung stände, so erlauben Sie mir wohl, einmal über Soldaten zu sprechen. Die Uniform dieses in seiner Art einzigen Regiments ist blau, mit kleinen, goldenen Brandebourgs (Schleifen) besetzt, das Futter roth, die Aufschläge sind klein und von Scharlach, Weste und Unterkleider blaßgelb, Kamaschen weiß. Ich gebe zu, daß ein einzelner preußischer Offizier oder Soldat nicht gut aussieht,

und daß man vielleicht an seinem Anzuge die große Sparsamkeit wahrnimmt, die so oft lächerlich gemacht worden ist; von der andern Seite hingegen wird Niemand läugnen, daß ein ganzes Regiment einen sehr guten Eindruck macht. Auch hat der kurze Anzug sein Gutes: er giebt dem Soldaten eine gewisse Munterkeit und Leichtigkeit, und ist auf dem Marsche und beim Exerzieren nicht störend. Der Anblick des eben erwähnten Regiments hat etwas durchaus Eigenthümliches. Die Hautboisten eröffneten den Zug, dann kamen die Pfeifer und Tamboure, sämmtliche Pfeifer sind Mohren; sie sind gut gekleidet, tragen einen türkischen Bund mit einem Federbusche, und Halsbänder und Ohrgehänge von gediegenem Silber. Dann folgten die Grenadiere, und endlich die übrigen Soldaten. Jede Kompagnie war von ihren Tambouren und Pfeifern begleitet, und von ihren Offizieren geführt. Nachdem das Regiment defilirt hatte, kamen die eigentlichen Riesen, die bedeutenden Sold ziehen, im Regiment keinen festen Platz einnehmen und fast gar keine Dienste thun. Ihr Anblick frappirte mich, ohne mir Vergnügen zu machen. Diese Kolosse, denen sich die Natur in einer

Hinsicht verschwenderisch zeigte, sind in der andern sehr stiefmütterlich von ihr behandelt worden. Sie haben entweder sehr häßliche Gesichter oder krumme Beine, oder ein anderes Mißverhältniß des Körpers. Ich würde dies Regiment sehenswerth, aber nie schön nennen. Die Grenadiere, die weniger groß, aber besser gewachsen sind, haben mir weit mehr gefallen. Nach der Kirchenparade setzte sich der König in den Wagen und fuhr nach Wusterhausen, wo er fleißig jagt, und was ungemein viel Wildpret giebt. Ich habe ihn also nur im Vorbeigehen gesehen. Dem Portrait nach muß er in seiner Jugend ein gefälliges Aeußere gehabt haben, doch ist auch nicht eine Spur davon geblieben. Seine Augen sind zwar schön, aber sein Anblick ist fürchterlich; die Farbe seines Gesichts schattirt in Roth, Blau, Gelb und Grün; der dicke Kopf steckt tief in den Schultern, und die ganze Figur ist kurz und gedrängt.

Kaum war der König fort, als sich alle Offiziere in die Garnisonkirche begaben und sich unsere Gesellschaft ausbaten. Nie, gnädige Frau, war ich kleiner in meinen eigenen Augen, als unter diesen

andächtigen Riesen. In dem Augenblicke, wo sie sich erhoben, um den Segen zu empfangen, kam ich mir entschieden wie ein Zwerg vor, denn ich mußte den Kopf hinten überbiegen, wenn ich einem von ihnen in's Gesicht sehen wollte. Offiziere und Soldaten zeigten während des Gottesdienstes sehr viel Anstand und Andacht. Ich meinestheils war, wenn ich aufrichtig sein soll, durch die Neuheit des Schauspiels ein wenig zerstreut. Die Kirche schien mir ein Kunstkabinet zu sein, worin man die größten Leute aus allen vier Welttheilen erblickt. Unter der Kanzel ist eine Gitterthür, die zu der Gruft führt, wo der König einst ruhen will. An beiden Seiten der Thür stehen zwei Statuen aus weißem Marmor, Mars und Bellona. Sonderbare Huldigung dieser Gottheiten in einem christlichen Tempel! Nach dem Gottesdienste gingen wir auf die Parade, wo Alles, was wir sahen, unsere Erwartung weit übertraf. Eine Schilderung davon wäre unnütz; man muß selbst gesehen haben, um sich zu überzeugen, daß nie in der Welt Truppen schöner gehalten und besser eingeübt waren, als die preußischen.

Der Obrist von Weiher, der das Regiment kommandirt, lud uns zum Mittagessen ein. Wir fanden daselbst ein und zwanzig Stabsoffiziere. Man setzte sich zu Tische, aß gut und trank vortrefflichen Rheinwein. Die großen Körper sind wahre Weinschläuche, die nach altdeutscher Art rasch mit den vollen Humpen fertig zu werden verstehen. Man setzt in Potsdam eine Menge Flaschen auf das Büffet, bei ihrem Erscheinen erheitern sich alle Gesichter; nachdem sie geleert, stellt man eine neben die andere auf die Erde, gleich einem Bataillon. Je länger die Reihe, je festlicher das Mahl. Ich habe unter den Offizieren mehrere geistreiche und gebildete Männer gefunden. Ueberhaupt haben die Preußen viel Genialität, und der Adel, sowohl Herren, als Damen, hat eine weiche und angenehme Art zu sprechen*). Man überhäufte mich bei Tische mit Artigkeit; ich erzählte verschiedene Anekdoten und lenkte das Gespräch auf Gegenstände, denen ich vollkommen gewachsen war. Die Gäste schienen

*) Man darf nicht vergessen, daß damals das Französische die Gesellschaftssprache der höheren Stände war.

mit mir zufrieden, und beim sechsten großen Glase fand ich ihre Gesichter, die mich Anfangs erschreckt hatten, viel weniger finster und ernst.

Nach Tische wurde die ganze Gesellschaft vom Hauptmann von Winterfeld*) zum Kaffee gebeten. Nach dem Kaffee ließ man die Regimentsmusik holen und machte Anstalt zum Tanzen. Ich blickte erwartungsvoll nach der Thür, in der Hoffnung, Damen erscheinen zu sehen, aber wie groß war mein Erstaunen, als einer der Herren mit schwarzbraunem, geröthetem Gesicht mir die Hand bot, um den Ball mit mir zu eröffnen. Eine Menuet ist eine Art Liebeserklärung, die Pantomime drückt aus, daß man einander zu gefallen sucht; man nähert sich, entfernt sich wieder und reicht sich am Ende beide Hände, zum Zeichen, daß sich die Herzen verstanden. Und diesen Tanz sollten Männer mit Männern tanzen! — Ich konnte mich nicht darein finden, aber man ließ mir keine Zeit zur Ueberlegung; ich mußte tanzen. Herr von O. tanzte auch, alle Offiziere tanzten. Der Riesenball wurde gegen das

*) Der nachherige General.

Ende immer lebhafter, der Champagner, welchen man uns zur Erquickung reichte, that seine Wirkung. Gegen 8 Uhr Abends erfuhren sämmtliche Krieger eine entschiedene Niederlage, ihre ungeheuern Körper waren von Bachus und Terpsichore überwältigt, und jeder schlich mit wankendem Schritt aus der Gesellschaft.

Man schlug mir vor, bei der Gräfin —, die eine Damengesellschaft hatte, noch eine Visite zu machen; ich hielt mich für stärker, als ich war, und willigte ein, in einem offenen Wagen mit zu ihr zu fahren. Unser ungeschickter Kutscher fuhr gegen einen Eckstein, der Offizier, der mir zur Seite saß, wurde durch den Stoß aus dem Wagen geschleudert und fiel schwerfällig auf das Pflaster. Beim Eintritt in den Salon der Gräfin fand man mich noch ziemlich nüchtern, im Vergleich mit einigen andern Herren unseres Balls, von denen sich einer zwischen zwei Stühlen auf die Erde setzte, ohne wieder aufstehen zu können. Man hielt mich für einen tapfern Streiter im Kampfe der Gläser, doch merkte ich, daß es Zeit war, mich nach Hause zu begeben, wenn ich meinen erlangten Ruhm festhal-

ten wollte. So eilte ich denn meinem Bett entgegen, wo ich unter dem Schatten meiner Lorbeern, oder vielmehr meiner Weinblätter, fest einschlief. Den andern Morgen, nachdem wir alles Merkwürdige in Potsdam gesehen, kehrten wir nach Berlin zurück.

Hochachtungsvoll ꝛc.

6.

An Dieselbe.

Rheinsberg, den 30. October 1739.

Jetzt kommt in meinem Berichte die Reihe an Rheinsberg, gnädigste Frau, einem kleinen, freundlichen Städtchen, das mitten im dürresten Sande auf der mecklenburgischen Grenze liegt. Es hat ungefähr 1000 Einwohner und gehörte früher einem vornehmen Franzosen, der sein Vaterland der Religion wegen verlassen mußte. Der König hat es nebst dem Schlosse, den Gärten, dem Holze und

dem dazu gehörigen Acker gekauft, und es dem Kronprinzen geschenkt. Das Schloß war verfallen, und den Gärten sah man kaum an, was sie gewesen waren, als der Prinz dieses Geschenk erhielt, welches ihm um so angenehmer war, da sein Regiment in Ruppin, zwei Meilen von hier, in Garnison liegt. Die Lage des Schlosses ist schön. Ein großer See bespült fast seine Mauern, und jenseits desselben zieht sich amphitheatralisch ein schöner Wald von Eichen und Buchen hin. Das sonstige Schloß bestand nur aus dem Hauptgebäude mit einem Flügel, an dessen Ende sich ein alter Thurm befand. Dies Gebäude und seine Lage waren geeignet, das Genie und den Geschmack des Kronprinzen und das Talent Knobelsdorfs zu zeigen, welcher Aufseher über die Bauten ist. Das Hauptgebäude wurde ausgebessert, und durch Bogenfenster, Statuen und allerhand Verzierungen verschönert. Man baute von der andern Seite ebenfalls einen Flügel mit einem Thurme und vereinigte diese beiden Thürme durch eine doppelte Säulenreihe, mit Vasen und Gruppen geschmückt. Durch diese Einrichtung gewann das Ganze die Gestalt eines Vierecks. Am Eingange

ist eine mit Statuen, die als Laternenträger dienen, besetzte Brücke. In den Hof gelangt man durch ein schönes Portal, über welches Knobelsdorf in lateinischer Sprache die Worte: „Friedrich, der Freund ländlicher Ruhe," gesetzt hat. Das Innere des Schlosses ist höchst prächtig und geschmackvoll. Ueberall sieht man vergoldete Bildhauerarbeit, doch ohne Ueberladung, vereint mit richtigem Urtheil. Der Prinz liebt blos bescheidene Farben, deshalb sind Möbel und Vorhänge hellviolett, himmelblau, hellgrün oder fleischfarb, mit Silber eingefaßt. Ein Saal, welcher der Hauptschmuck des Schlosses sein wird, ist noch nicht fertig; er soll mit Marmor bekleidet, und mit großen Spiegeln und Goldbronze verziert werden. Der berühmte Pesne arbeitet am Plafond-Gemälde, das den Aufgang der Sonne vorstellt. Auf einer Seite sieht man die Nacht, in dichte Schleier gehüllt, von ihren traurigen Vögeln und den Horen begleitet. Sie scheint sich zu entfernen, um der Morgenröthe Platz zu machen, an deren Seite der Morgenstern in der Gestalt der Venus erscheint. Man sieht die weißen Pferde des Sonnenwagens und den Apoll, der

die ersten Strahlen sendet. Ich halte dies Bild für symbolisch und auf einen Zeitpunkt deutend, der vielleicht nicht mehr fern ist.

Die Gärten in Rheinsberg haben ihre Vollendung noch nicht erreicht, denn sie sind erst seit zwei Jahren angelegt. Der Plan ist großartig, die Ausführung aber wird von der Zeit abhängen. Die Hauptallee schließt mit einem Obelisk in ägyptischem Geschmack, mit Hieroglyphen. Ueberall sind Baumgruppen, Lauben und schattige Sitze. Nach Knobelsdorfs Plan läßt jetzt der Kronprinz ein ausgezeichnet schönes Gewächshaus aufführen. Auch legt man ein Labyrinth an, in dessen Mitte ein Bachustempel erbaut werden soll. Zwölf Satyre in Riesengröße werden als Säulen des Tempels dienen und das Dach halten, welches die Form einer umgekehrten Punschschaale bekommt. Alle Zugänge werden mit Epheu, Reben, Taxus und Cypressen bepflanzt. Zwei Lustschiffe, die der Prinz erbauen ließ, schwimmen auf dem See und bringen den Wanderer, welcher die Wasserfahrt liebt, an das Waldufer. Wir kamen den — Oktober, Morgens um 10 Uhr, in Rheinsberg an und stiegen im Post-

hause ab; allein der Prinz verstattete uns dort keinen langen Aufenthalt. Er ließ unser Gepäck abholen und uns zwei schöne Zimmer im Schlosse anweisen. Nachdem wir uns angekleidet, führte man uns in einen Billardsaal im Erdgeschoß, dessen Fenster von einer Seite auf den Schloßhof, von der andern auf den Garten gehn. Wir fanden daselbst die meisten Offiziere und Herren des prinzlichen Hofes, und wurden sehr artig von ihnen empfangen. Der Kronprinz versteht im höchsten Grade die Kunst, ausgezeichnete Menschen um sich zu versammeln und an sich zu fesseln. Ich nenne Ihnen, gnädige Frau, zuerst unter diesen den Hofmarschall von Wolden; er ist nicht mehr jung, doch versteht er sein Amt vollkommen, und ohne glänzend und einnehmend zu sein, besitzt er Verstand und ein überaus redliches Herz. Seine junge Gemahlin, eine geborene von Bork, ist schön und reizend; ihre Gegenwart trägt zur angenehmen Geselligkeit in Rheinsberg außerordentlich bei. Der Major von Sonning, vom Ingenieurcorps, hat den Prinzen Mathematik gelehrt und seinen Geist gebildet. Dafür hat dieser ihn zu seinem Hausgenossen gemacht und trägt so den Zoll der Dankbar-

keit gegen ihn ab. Sonning ist schon ein alter Mann; er hat im flandrischen Kriege das Unglück gehabt, einen Schenkel zu verlieren, aber er ist lebhaft und unterhaltend. Der Drechsler hat das durch den Krieg angerichtete Unglück wieder gut gemacht, und das mit einer weißen Kamasche bedeckte hölzerne Bein ist so nach Wunsch gerathen, daß man sogar im Gehen den Defekt kaum bemerkt.

Der Chevalier von Chazot ist ein junger Mann aus der Normandie, der in französischen Diensten stand. Der Prinz lernte ihn im Jahre 1734 auf dem letzten Feldzuge am Rhein kennen und bot ihm Dienste an. Sie wissen, gnädige Frau, daß damals der König dem Kaiser 10,000 Mann Hülfstruppen gab. Er wollte sie mit eigenen Augen gegen die Armee des Marschall Berwick kämpfen sehen und ein Zeuge der letzten Thaten des berühmten Eugen sein, der die Reichsarmee kommandirte. Der König ging also in Begleitung des Kronprinzen zur kaiserlichen Armee ab; als er aber sah, daß der siebzigjährige Held mehr durch sein Alter, als durch den Feind, überwältigt wurde und, ungeachtet seiner furchtbaren Armee, nicht den Muth hatte, anzu-

greifen, ja, sogar Philippsburg sich unter den Händen wegnehmen ließ: so verließ der Monarch die Armee und kehrte sehr mißvergnügt in seine Staaten zurück. Der Kronprinz folgte ihm bald und brachte den Chevalier Chazot mit, der viel Lebhaftigkeit, Heiterkeit und etwas sehr Gefälliges im Umgange hat. Er wird vielleicht späterhin zum Militairstande übergehen, zu welchem er Anlage zu haben scheint.

Der Herr von Knobelsdorf ist ernst, ja, sogar finster, aber sein Verdienst ist anerkannt. Sein Aeußeres hat nichts, was dem Hofe anzugehören scheint, doch schadet dies seinem Werthe nicht. Ich vergleiche ihn mit einer schönen Eiche; und warum sollen alle Bäume so zierlich wie in Marly gezwängt sein? Knobelsdorf könnte den personifizirten ruhigen Verstand vorstellen. Sein Umgang ist lehrreich; in der Baukunst, dem Zeichnen und Malen ist er ganz zu Hause. Um ihn darin zu vervollkommnen, hat ihn der Kronprinz seiner Dienste als Hauptmann entlassen und ihn nach Italien geschickt, von wo er mit großer theoretischer Erfahrung zurückgekommen ist, zu deren Uebung ihm der Kronprinz täglich Gelegenheit giebt. Ueberall sieht man seine

Werke; er ist ein vortrefflicher Landschaftsmaler und trifft im Portraitiren außerordentlich. Dabei ist er ein gerader und zuverlässig biederer Mann.

Jordan ist klein, gut gewachsen und angenehm, mit einem Auge voll Leben und Feuer. Seine Gesichtsfarbe ist dunkel, die starken Braunen und der Bart sind schwarz. Er ist geistreich und sehr wissenschaftlich gebildet. Sein Vater hatte ihn zum geistlichen Stande bestimmt, auch war er bereits an einer Kirche in Prenzlow als Prediger angestellt. Vielleicht war seine schwache Brust ein Hinderniß im Amte, vielleicht fand er, als er sein Inneres prüfte, daß ein irdenes Gefäß, wie er, nicht würdig wäre, den ihm anvertrauten Schatz länger zu bewahren: sei es aber, wie es wolle — er legte sein Amt nieder und warf seinen Priesterrock in den Winkel. Da er immer den schönen Wissenschaften mehr, als der Theologie, gehuldigt hatte, so eilte er unmittelbar vom Altar in die Arme der Musen, und reiste in ihrer Begleitung nach Holland, England und Frankreich. Bei seiner Rückkehr fand er Gelegenheit, sich dem Kronprinzen vorstellen zu lassen, der ihn an seinen Hof zog, ihm den Degen zu tragen erlaubte

und ihn mit besonderer Gewogenheit beehrte, die er, sowohl seiner Verdienste wegen, als wegen seiner großen Anhänglichkeit an seinen erhabenen Wohlthäter, vollkommen verdient. Er hat einige Werke, unter andern auch die Beschreibung seiner Reisen, herausgegeben. Man muß indessen Herrn Jordan mehr aus seinem Umgange, als nach seinen Schriften beurtheilen. Es fließt mehr Geist von seinen Lippen, als aus seiner Feder, denn sein Witz in der Unterhaltung ist unversiegbar. Was ihn mir aber besonders werth macht, ist seine Herzensgüte und das Leichte und Angenehme seines ganzen Wesens. Auch ist er — was viel sagen will — der Liebling des ganzen Hofes.

Ich hatte viel vom Baron K—, einem Kurländer, gehört, der in preußische Dienste getreten, dem Kronprinzen aber besonders persönlich ergeben sei; doch war er noch nicht sichtbar geworden. Ich suchte ihn vergebens mit den Augen; ich hatte ein günstiges Vorurtheil für ihn gefaßt und brannte, seine Bekanntschaft zu machen. Er trat endlich in den Saal, mit einem Geräusch und Getöse, wie der Nordwind im Rosenballet. Er kam von der Jagd,

und zu meinem Erstaunen erblickte ich ihn im Schlafrocke, mit der Flinte über der Schulter. Er redete mich heiter an, wie man einen alten Freund anredet, und trug mich beinahe in sein Zimmer. Während er sich ankleidete, sagte er mir einige Verse aus der Henriade her, führte Stellen aus deutschen Dichtern an, erzählte von Pferden und der Jagd, machte einige Kapriolen und Pas aus dem Rigodon, nach Art des Herrn Balon, kam auf gelehrte Gegenstände und unterhielt mich von der Politik, der Mathematik, der Malerei, der Baukunst, von den schönen Wissenschaften und der Kriegskunst. Ich stand wie betäubt; ich hörte schweigend zu und bewunderte Alles an ihm, sogar die glücklichen Sprünge von einem Gegenstande zum andern; doch schien mir diese sehr große Lebhaftigkeit nicht ganz ungekünstelt und keineswegs aus einem übersprudelnden Geiste hervorgehend. Obgleich ich bei näherer Bekanntschaft meine Meinung nicht geändert habe, so finde ich doch, daß K— ein sehr lieber Mensch ist, der Mancherlei weiß, gut spricht und schreibt, ja, sogar Verse macht und neben dem aufgewecktesten Kopfe das beste Herz besitzt. Sein Aeußeres ist kurz und gedrängt; er hat kleine

Augen, eine breite Nase, keinen angenehmen Mund und eine gelbe Farbe der Haut. Sein Wesen ist offen und ungezwungen; er hält sich gut, und hat ganz die Sprache und Sitten eines Weltmannes. Da er immer in der Gesellschaft des Kronprinzen ist, so hat sich sein Geschmack gebildet. Er liebt die Musik, die Baukunst, die Malerei, die Dichtkunst; doch hat er in keiner dieser Künste sein erhabenes Vorbild erreicht.

Außer diesen Hofleuten hat der Prinz in seinem Gefolge noch einige Offiziere von seinem Regimente, welche bei ihm wohnen und an seiner Tafel speisen. Dies sind die Herren von Willich, von Buddenbrock, von Kleist, von Rathenow und von Schenkendorf. Sie sind sämmtlich verdiente Männer, welche mit natürlichen militärischen Anlagen Liebe zur Kunst und Wissenschaft, und Bildung der Sitten verbinden.

Jetzt komme ich zu den Damen. Frau von Katsch, Oberhofmeisterin der Kronprinzessin, verdient die höchste Verehrung; sie vereinigt Ernst, Sanftmuth, Heiterkeit und Würde, und ist, so viel sie kann, die Beschützerin aller rechtschaffenen Menschen.

Fräulein von Schack, erste Hofdame, ist keine Schönheit, doch nichts weniger, als unangenehm. Rosen und Lilien blühen zwar nicht auf den Wangen dieser Dame, wie auf den Ihrigen, gnädige Frau, doch ist sie gut gewachsen, und hat eine wohlgeformte Hand und einen niedlichen Fuß. Die Damen verstehen — verzeihen Sie, meine Gnädige! — die Damen verstehen ihre Vorzüge hervorzuheben, und hätten sie auch nur ein schönes Ohrläppchen, so wissen sie es zu zeigen. Urtheilen Sie also selbst, ob der Fuß des Fräulein von Schack immer unter einem Reifrocke, der die Erde kehrt, wie in einem finstern Gefängnisse, versteckt bleibt. Keineswegs! Ich habe ihn mehr, als ein Mal, erblickt und muß gestehen, er verdient an das Tageslicht gebracht zu werden, selbst wenn er nicht der Herrin gehörte, die zwar über den Frühling des Lebens hinaus ist, aber durch Verstand und Anmuth die Blüthe der Jugend ersetzt.

Fräulein von Wallmoden, die zweite Hofdame, ist groß und gedrechselt, mehr schön, als hübsch; sie gefällt, ohne tiefen Eindruck zu machen. Sie hat einen feinen Teint, schöne Augen, und ist blond,

ohne matt zu sein. Ihr Charakter ist sanft und ungezwungen. Ich glaube, daß sie Anlage hat, eine vortreffliche Gattin zu werden.

Außer den zum Hof gehörenden Damen, zieht der Kronprinz noch mehrere aus Berlin und Rheinsberg in seinen Zirkel, die diesen durch Geist oder Reize und Anmuth schmücken. Ich nenne Ihnen nur die Damen von Haak, von Marienne, die Frau von Brand, von Veltheim, von Kanneberg ꝛc.

Der erste Kammerdiener des Kronprinzen, Fredersdorf, ist ein großer, wohlgebildeter Mann, der Feinheit und Verschmitztheit besitzt. Er ist geschmeidig, einnehmend und aufmerksam auf seinen Vortheil, dabei ein Freund des Glanzes. Ich glaube, daß er sich ganz dazu eignet, einmal eine Rolle zu spielen.

Der Hofprediger, ein gewisser Herr des Champs, ist ein guter Redner und liebenswürdiger Mensch. Vielleicht wird er einst in der gelehrten Welt einen Platz einnehmen. Außerdem befindet sich hier Herr Pesne, ein Maler vom ersten Range und einnehmender Gesellschafter; Herr du Buisson, ein geschickter Blumenmaler; Graun, der Kapellmeister des Prinzen; dessen Bruder, der Konzertdirektor Graun; und

Benda, der erste Violinist in Europa. Der Umgang mit allen diesen Männern ist höchst angenehm, und Jedermann ist entzückt, in ihren Freistunden mit ihnen zu verkehren.

Alle, die auf dem Schlosse wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert oder bei andern Festen, woran sie Theil nehmen können. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht mit Schlafen bis an den Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Besänftigung und leerer Vertröstung der Gläubiger, nicht in wichtiger und geheimnißvoller Konferenz mit Schneider und Putzmacherin, nicht mit Toilettemachen, noch mit unnützem Geschwätz im Vorzimmer, zugebracht. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Alsdann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung, an und begiebt sich in den Speisesaal.

Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Er

bemüht sich jetzt, die gefährlichen politischen Träume des Machiavell zu widerlegen. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Sein Witz gleicht dem nie verlöschenden Feuer der Vesta. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern, indem er die Gelegenheit, ein sinniges Wort anzubringen, herbeiführt. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit, und ohne eine witzige Erwiederung übel aufzunehmen. Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß mich der Nimbus blendet, der den Kronprinzen umgiebt. Nein, ich schwöre es Ihnen, selbst wenn er ein schlichter Privatmann wäre, würde ich mit Vergnügen meilenweit zu Fuße gehen, wenn mir seine Gesellschaft dadurch zu Theil würde.

Die Bibliothek des Prinzen ist allerliebst; sie ist in einem der Thürme, die ich schon erwähnte, aufgestellt, und hat die Aussicht auf den See und Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche, aber wohlgewählte Sammlung der besten französischen

Bücher in Glasschränken, die mit Gold und Schnitzwerk verziert sind. Voltaires lebensgroßes Bild ist darin aufgehängt. Er ist der Liebling des Kronprinzen, der überhaupt alle guten französischen Dichter und Prosaiker hoch hält. Der Kronprinz hat diese Bibliothek nicht der Schau wegen angeschafft, sie dient zum wahren Nutzen und Vergnügen, und er bringt einen großen Theil des Tages darin zu.

Nach der Mittagstafel gehen die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs des Kaffees zu machen. Die Oberhofmeisterin fängt an, und die andern folgen; selbst die fremden Damen sind nicht ausgeschlossen. Der ganze Hof versammelt sich um den Kaffeetisch; man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel, man geht umher, und diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin trinken Kaffee in ihrem Zimmer.

Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Konzert, wozu man eingeladen sein muß. Eine solche Einladung ist immer eine besondere Gnadenbezeigung. Der Prinz spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument

mit höchster Vollkommenheit; sein Ansatz, so wie seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt. Ich habe öfters die Ehre gehabt, wann er die Flöte blies, hinter ihm zu stehen, und wurde besonders von seinem Adagio bezaubert. Seine Kompositionen sind eine unerschöpfliche Folge neuer Gedanken.

Doch Friedrich ist in Allem ausgezeichnet. Er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie, und ist ein Freund jedes anständigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeittödtend und, wie er sagt, nicht viel nützlicher ist, als das Ausfegen eines Kamins.

Sie denken gewiß, gnädige Frau, daß ich gleich dem Pater Malebranche, der überall Gott sah, nur überall einzig und allein meinen Prinzen sehe, da ich die vielgepriesene Kronprinzessin noch nicht erwähnte. Doch werde ich jetzt sogleich die Ehre haben, Ihnen die hohe Frau zu schildern, so gut es meine schwache Feder vermag. Sie ist edel und wohlgewachsen; nie sah ich regelmäßigere Verhältnisse; Hals, Hände und Füße könnten einem Maler zum Muster dienen. Ihr Haar ist vom schönsten cendré und spielt, wenn

es gepudert ist, wie Perlen. Sie hat eine sehr zarte Haut und große blaue Augen, welche sanft, aber doch voll Leben sind. Ihr Blick ist vielsagend. Sie hat eine offene Stirn, schöne Augenbraunen, eine kleine Nase, einen angenehmen Mund und ein sehr hübsches Kinn. Ihr ganzes Gesicht hat den Ausdruck der Anmuth und Güte, und alle Grazien scheinen sich vereint zu haben, diese Fürstin zu bilden. Sogar die kleinen Nachlässigkeiten, die man zuweilen in ihrem Putz und in ihrer Stellung erblickt, sind glücklich und nie auf Kosten des guten Geschmacks. Vielleicht besitzt keine europäische Fürstin schönere Diamanten, gewiß aber würde sie keine besser zu benutzen verstehen. Neulich trug sie einen Amethystschmuck, mit Brillanten besetzt, für dessen blendende Schönheit ich keine Worte finde. Diese liebenswürdige Prinzessin spricht wenig, besonders bei Tafel, aber was sie sagt, ist sinnig und weiblich, und zeigt eine Bildung, die sie sich durch das Lesen der besten französischen Schriftsteller zu eigen gemacht hat. Sie wird von Frau von Katsch wegen jener Güte und Milde, die auf ihrem hohen Standpunkte doppelt schön sind, beinahe vergöttert. Wir hatten kürzlich

einen allerliebsten Ball; der Prinz, der gewöhnlich Uniform trägt, erschien in einem seladongrünen seidenen Kleide, mit breiten silbernen **Brandebourgs** und Quasten besetzt. Die Weste war von Silbermoor und reich gestickt. Alle Kavaliere seines Gefolges waren ähnlich, doch weniger prächtig, gekleidet. Alles war reich und festlich, doch erschien die Prinzessin allein als die Sonne dieses glänzenden Sternenhimmels. — Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage. Eine königliche Tafel, ein Götterwein, eine himmlische Musik, köstliche Spaziergänge, sowohl im Garten, als im Walde, Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung: Alles vereinigt sich in diesem feenhaften Palaste, um das Leben zu verschönern. Doch da nichts auf Erden vollkommen ist, so hat sich auch ein Tropfen Wermuth in meine Freuden gemischt. Ich muß Sie nur ein wenig vorbereiten, daß Sie mich bald mit ein paar großen Narben vor der Stirn, einem blauen Auge und einer zerquetschten, dem Regenbogen ähnlichen Backe in Hamburg werden ankommen sehen. Diese Verzierungen habe ich einem unglücklichen Bachusfeste zu danken. Vor ungefähr

vierzehn Tagen war der Kronprinz bei Tafel ungewöhnlich heiter; dies ging auf die ganze Tischgesellschaft über. Einige Gläser Champagner brachten unsern Witz in Bewegung. Der Prinz fand, daß uns der kleine Rausch nicht übel stehe, und sagte, er sei Willens, es den Abend da wieder anzufangen, wo er es den Mittag gelassen habe. Gegen Abend wurde ich zum Konzert gerufen. Beim Beschluß befahl mir der Prinz, zur Prinzessin zu gehen, bis ihre Partie beendet sein würde. Nach diesem, fügte er hinzu, wollen wir uns zur Tafel setzen und trinken, bis die Kerzen niedergebrannt sind. Ich nahm die Drohung für Scherz, da ich weiß, daß der Prinz Freuden dieser Art nicht liebt. Als ich aber zur Prinzessin kam, versicherte sie mir lachend das Gegentheil und meinte, dies Mal werde ich meinem Schicksale nicht entgehen. Wirklich hatten wir uns kaum zum Abendessen niedergesetzt, als der Kronprinz viele Gesundheiten ausbrachte, auf welche man Bescheid thun mußte. Die Heiterkeit steigerte sich von einem Augenblick zum andern, und die Damen selbst nahmen Theil daran. Aller Zwang hörte auf; einige Herren gingen in das Vorzimmer, um frische

Luft zu schöpfen. Ich war unter der Zahl. Beim Hinausgehen war ich noch ziemlich wohl, aber die Luft hatte mich umnebelt. Ein großes Glas Wasser stand vor mir auf dem Tische; die Prinzessin hatte es in meiner Abwesenheit mit Sillery=Champagner, von dem man den Schaum abblies, vertauschen lassen. Da ich nun nicht mehr recht wußte, was ich trank, so vermischte ich Wein mit Wein, und um mir vollends den Rest zu geben, befahl mir der Prinz, mich ihm zur Seite zu setzen. Er sprach von seinen gnädigen Absichten auf mich und ließ mich ein Glas Lünel nach dem andern leeren. Jeder war ungefähr in meinem Zustande, man überschüttete die Damen mit Lob und Zärtlichkeit; endlich zerbrach die Kronprinzessin, zufällig oder absichtlich, ein Glas. Dies war gleichsam die Losung zur ausgelassensten Freude und schien uns der Nachahmung würdig. In einem Augenblick flogen die Gläser in alle Winkel des Saals, und Krystall, Porzellan, Schaalen, Spiegel, Leuchter und Tafelgeräth wurde in tausend Stücke zerschlagen. Mitten unter diesem Gräuel der Verwüstung war der Prinz der einzige, der auf die Trümmer mit heiterm, ruhigem Auge herabsah; als

sich aber der sichtbare Jubel zu einem vollständigen Tumult umgestaltete, so zog er sich in sein Zimmer zurück. Die Prinzessin verschwand in demselben Augenblick. Ich war so unglücklich, nicht einen Bedienten zu finden, der sich meiner Hülflosigkeit erbarmt hätte. Ich kam also tappend der großen Treppe zu nah und stürzte von Oben hinab, worauf ich an der letzten Stufe besinnungslos liegen blieb. Wahrscheinlich wäre ich umgekommen, wenn nicht eine alte Magd mein Schutzengel geworden wäre. Zufällig kam sie an den Ort, und da sie mich im Finstern für den großen Schloßpudel hielt, so belegte sie mich mit einem nicht sehr schmeichelhaften Namen und gab mir einen tüchtigen Fußtritt. Da sie aber endlich merkte, daß ich ein Mensch und sogar ein junger Hofkavalier war, so öffnete sich ihr Herz milderen Gefühlen; sie lief nach Hülfe; meine Leute eilten herbei, man brachte mich zu Bett, holte den Wundarzt, öffnete mir eine Ader, verband meine Wunden und brachte mich endlich zu mir selbst. Den Morgen darauf sprach man vom Trepaniren, allein diese Furcht war ungegründet gewesen; ich mußte bloß 14 Tage das Bett hüten, in welcher Zeit der Prinz

die Gnade hatte, mich täglich zu besuchen und, so viel er konnte, zu meiner Wiederherstellung beizutragen. Den Morgen nach meinem Mißgeschick war das ganze Schloß zum Sterben krank. Weder der Prinz, noch einer seiner Kavaliere konnte sichtbar werden, und die Prinzessin befand sich ohne Herren an der Mittagstafel. Ich habe viel an meinen Quetschungen gelitten und vollkommen Zeit gehabt, manche moralische Betrachtung anzustellen. Man wird in Rheinsberg noch lange an diesen Tag denken, der glücklicherweise wenig Brüder zählt, da der Kronprinz durchaus kein Trinker ist. Er opfert nur dem Apoll und den Musen, und vielleicht kommt einst ein Tag, wo er auch dem Kriegsgotte Altäre erbaut.

Obgleich ich noch eine schwarze Binde um die Stirn trage, so fange ich doch wieder an auszugehen, und um mich zu zerstreuen, hat man mich gestern mit nach Zechlin auf die Glashütte genommen. Sie ist nur eine kleine Meile von hier, man fährt auf einem durch das Holz gehauenen Weg dahin. Zechlin liegt romantisch; es werden dort sehr schöne, künstlich geschliffene und im Feuer vergoldete Gläser gemacht. Man hat es hier im Lande in der Glas-

fabrikation weiter, als in England, gebracht und arbeitet in diesem Augenblicke an einem großen Deckelpokal, welcher vom Kurfürsten von Köln bestellt ist und wenigstens 100 Louisd'or kosten wird.

Alles Glück und aller mir erwiesenen Gnade ungeachtet, wird es nun doch Zeit, an meine Rückreise nach Hamburg zu denken. Ich habe schon meinen Urlaub vom Prinzen erhalten, doch nur unter der Bedingung, wie er sagt, mich mit dem Wege zwischen hier und Hamburg recht bekannt zu machen, da er mich als einen Menschen betrachte, der ihm angehöre.

Ich bin also reisefertig und sende diesen Brief als Fourier voran. Er ist eigentlich zu lang, und doch ist für die mündliche Erzählung noch Manches übrig geblieben. Empfangen Sie, gnädigste Frau, bis auf Wiedersehen die Versicherung ꝛc.

7.

An Herrn N— Esq. in London.

Hamburg, den 20. April 1740.

Ich kann Hamburg nicht auf immer verlassen, ohne Sie, mein theurer Freund, davon zu benachrichtigen und Sie zu bitten, Ihre Briefe künftig nach Rheinsberg oder Berlin zu adressiren. Wer weiß, wann ich in mein Vaterland zurückkomme. Ich verlasse es in größter Eil', ohne im Geringsten darauf vorbereitet gewesen zu sein. Noch diesen Morgen befand ich mich im Zimmer meines Vaters, der am Podagra leidet; ich war von einer heimlichen, unerklärlichen Unruhe ergriffen, die sogar meinem Vater auffiel, der mich fragte, was mir fehle. Ich antwortete ihm, daß mir für diesen Tag etwas Ungewöhnliches ahne. Er lachte darüber, und das werden auch Sie, mein Freund. Denn wie darf man einem Engländer und Philosophen etwas von Ahnungen vorsprechen? Doch lachen Sie immer; die innere Stimme hatte mich nicht betrogen. Um 5 Uhr

Abends meldete man mir eine Staffette von Rheinsberg. Sie brachte mir einen Brief von Jordan, welcher mir auf Befehl des Kronprinzen, seines Herrn, schrieb, diesen sogleich aufzusuchen, er möge sich in Ruppin, Potsdam oder an einem andern Orte aufhalten. Ich vermuthe hieraus, daß der König entweder dem Tode nahe oder schon todt ist. Er war, wie Sie wissen, schon lange krank, und man hatte keine Hoffnung zu seiner Genesung. Ich habe jetzt nichts Eiligeres zu thun, als dem Befehl nachzukommen; man packt meine Sachen zusammen, und morgen mit Tagesanbruch eile ich, ohne zu wissen, wohin.

Ich kann nicht läugnen, daß mir sonderbar zu Muthe ist; ich schwebe mit klopfendem Herzen zwischen Furcht und Hoffnung. Ob ich gleich kein riesengroßes Glück vor mir sehe, so will ich es doch nicht aus den Augen verlieren; man muß nicht lange überlegen, wenn man das Glück erhaschen und festhalten will.

Wenn Sie Mylady S— sehen, so bitte ich, mich ihr zu Füßen zu legen. Sie wird doch, wie ich hoffe, ihren Partner auf den Bällen zu York und

Wakefield nicht ganz vergessen haben. Ich denke für meine Ruhe nur zu oft an sie. Leben Sie wohl, mein Freund, und empfangen Sie mitten unter den Vorbereitungen zur Abreise die Versicherung der herzlichsten Anhänglichkeit Ihres ꝛc.

8.

An meinen Vater.

Rheinsberg, den 5. Mai 1740.

Theuerster Vater,

Meine ersten Augenblicke der Muße gehören Ihnen, ich eile also, Ihnen zu melden, daß meine Reise eine der glücklichsten und meine Gesundheit vortrefflich war. Auf allen Poststationen fragte ich nach Neuigkeiten aus Berlin; doch wußte mir Niemand etwas zu sagen. So kam ich nach Fehrbellin, wo der Postmeister dem Prinzen außerordentlich ergeben ist. Ich erkundigte mich nach dessen Aufent-

halt und erhielt den Rath, geradesweges nach Ruppin zu gehen, wozu ich mich entschloß, weil es nur eine Meile von Fehrbellin ist. Zu meinem Erstaunen sah ich bei meiner Ankunft den Kronprinzen an der Spitze seines Regiments zum Thore heraus marschiren. Ich sprang aus dem Wagen und näherte mich seinem Pferde. Er schien mit mir zufrieden zu sein und befahl mir, sogleich zu Jordan zu fahren und mit diesem nach Rheinsberg abzureisen. Ich fragte Jordan nach der Ursach' meiner so schleunigen Ordre. Er sagte mir, der König sei beim Abgang der Staffette sehr schwach gewesen, habe sich zwar seitdem etwas erholt, doch sei nicht an Genesung zu denken, und der Kronprinz wünsche wahrscheinlich, im Fall einer Veränderung mich sogleich bei der Hand zu haben.

Wir kamen in Rheinsberg an; ich hatte die Ehre, der Prinzessin aufzuwarten und mit ihr zu speisen. Gegen Abend traf der Prinz ein; seit der Zeit leben wir in großer Stille. Der Prinz begegnet mir sehr gnädig, ohne über seine Absicht zu sprechen. Er erhält oft Briefe von Potsdam, die ihn nachdenkend und ernst machen. Weil jetzt die

Exerzierzeit ist, so schweben wir beständig zwischen Rheinsberg und Ruppin hin und her. Ich muß den Prinzen oft begleiten. Des Morgens läßt er gewöhnlich sein Regiment exerzieren, dann hält er Tafel mit seinen Offizieren; nach Tische schreibt er, gegen Abend ist Konzert, und oft speist er mit Jordan und mir allein zur Nacht. Er bewohnt in Ruppin ein schlechtes, hölzernes Haus, doch ist es hübsch möblirt. Auch besitzt er einen freundlichen Garten, welcher innerhalb eines dreifachen Walles um die Stadt angelegt ist. Oft speisen wir mit Vergnügen des Mittags in diesem Garten, doch giebt es kein ungetrübtes für mich, wenn ich, theurer Vater, an Ihre Schmerzen denke. Wollte Gott, Sie könnten bald gute Nachricht geben Ihrem rc.

9.

An Denselben.

Ruppin, den 3. Juni 1740.

Was man so lange voraussah, ist endlich geschehen. Der König ist den 31. Mai Nachmittags

in Potsdam gestorben. Wir waren ruhig in Rheinsberg, als der Prinz in der Nacht vom 26sten auf den 27sten einen Kourier mit der Nachricht erhielt, daß der König eine sehr schlechte Nacht gehabt habe und man jeden Augenblick seinen Tod erwarten könne. Man bat den Prinzen, nach Potsdam zu eilen, mit dem Hinzufügen, sich zu stellen, als komme er bloß aus kindlicher Liebe, ohne den Zustand seines erlauchten Vaters zu kennen. Diese Nachricht brachte das ganze Schloß in Bewegung; der Kronprinz ließ augenblicklich Anstalt zur Abreise machen. Der Herr von Brand, Kammerherr der Königin, der sich gerade in Rheinsberg befand, der Graf Wartensleben, der an die Stelle des kürzlich verstorbenen Hofmarschalls von Wolden gekommen ist, Knobelsdorf und ich, so wie die Prinzessin und ihre Damen, sollten in Rheinsberg bleiben. Chazot aber ging nach Ruppin, und der Prinz folgte ihm dahin in Begleitung Willichs, Buddenbrocks und Jordans. Der Prinz eilte so, daß er zwischen Rheinsberg und Ruppin vier sehr schöne Apfelschimmel todtjagte. Beim Abschiede gab er mir zu verstehen, daß ich ihn nur als König wiedersehen würde. Ich wünsche Niemandem den Tod,

besonders keinem großen Monarchen, doch hängt mein Glück von der Thronbesteigung seines Sohnes ab. Der König war unbeschreiblich heftig, die unschuldigsten Handlungen mißfielen ihm zuweilen, und er gab sich oft den ersten Eindrücken hin. Gelehrte und Hofleute waren ihm gleich zuwider, er sah sie nicht einmal gern in Rheinsberg. Er fürchtete, daß sie dem Geschmack des Prinzen für die Wissenschaften noch mehr Nahrung geben möchten, und nie erkannte er in seinem Sohne einen Cäsar. Die lange und schmerzhafte Krankheit hatte übrigens den König verstimmt, und in einem Anfalle von übler Laune konnte er den Musen und ihren Lieblingen furchtbar werden. Man hat uns dies zuweilen mit so grellen Farben geschildert, daß wir uns den Pegasus wünschten, um uns auf ihm im Fall der Noth durch die Lüfte zu retten. So halte man es denn der menschlichen Natur zu Gute, daß wir das Ende unserer Besorgniß und den Anfang unseres Glückes lebhaft herbeiwünschten. Wir erwarteten also mit größter Ungeduld Nachricht aus Potsdam, und so oft ein Pferd, Ochs oder Maulthier über die große hölzerne Brücke kam, die nach der Landstraße führt, lief Alles

an's Fenster. Nur die Kronprinzessin schien ruhig, wenigstens beobachtete sie im Aeußern einen anständigen Gleichmuth.

Fünf unerträglich lange Tage verstrichen; wir glaubten, ein neuer Josua habe der Sonne still zu stehen geboten. Den Freitag Abend, am 31. Mai, saßen wir sämmtlich bei'm Spiel, als der erste Kammerdiener der Prinzessin mit einem großen, schwarz gesiegelten Brief eintrat. Wir hielten nun den Tod des Königs für gewiß, Jeder warf die Karten weg, die Matadore fielen durcheinander, verächtlich blickte man auf sie herab. Brand stand auf, nahm seinen Hut und rief: Ich bin der erste, der die Prinzessin als Königin anredet, und werde das Wort „Majestät" mit gehöriger Salbung aussprechen! Wir traten leise an die offene Thür des Kabinets, in welchem die Prinzessin spielte. Sie las ihren Brief, aber zugleich, was in uns vorging, und fragte verwundert, warum wir unser Spiel verlassen hätten. Wir standen beschämt; sie lächelte über unsere Verlegenheit. Bei der Abendtafel scherzten wir unter uns mit der Bemerkung, daß zu unserm Glück der Kranke unsere Empfindungen nicht kenne. Zuletzt wurden wir alle

sehr heiter, und die Prinzessin war es mit uns, bis sie sich gegen Mitternacht erhob und Jeder in sein Zimmer ging.

Weil in Rheinsberg das Silbergeld viel seltener, als Gold, ist, so hatte ich etwas kleine Münzen mit mir dahin genommen, und ehe ich mich zu Bett legte, zählte ich auf den Tisch ungefähr für einen Louisd'or davon ab, um einige Spielschulden zu bezahlen, worauf ich mein Licht löschte und ruhig einschlief.

Allein mein Schlaf war nicht von Dauer. Schon gegen 2 Uhr Morgens erweckte mich das Getrappel von Pferden, die über die hölzerne Brücke kamen. Ich fuhr auf; da aber mein Zimmer finster war und im Schlosse Alles wieder still wurde, so blieb ich liegen. Nach einigen Minuten hörte ich Knobelsdorfs Stimme, der die Thüre öffnete. „Geschwind, Bielfeld, stehen Sie auf!" rief er mir zu; „der König ist todt, Willich kommt eben als Kourier von Potsdam, er bringt der Prinzessin die Nachricht." Ich zeigte einigen Zweifel. „Nein," rief er, „dies Mal findet kein Irrthum statt. Jordan*) hat

*) Wahrscheinlich ist hier ein anderer Jordan, als der Schützling Friedrichs, gemeint.

Befehl, den Leichnam einzubalsamiren, und Sie wissen, wer unter Jordans Hände kommt, wacht nicht wieder auf." Ich lachte über den Scherz und bat Knobelsdorf, mir Licht zu schaffen. Er wollte selbst danach gehen, allein im Finstern rannte er gegen den Tisch, warf ihn um, und alle meine Münze flog klirrend und klappernd in die Ecken des Zimmers. Das Licht kam, ich sprang aus dem Bett und machte Anstalt, mein Geld aufzulesen, doch er ließ es nicht zu. „Befassen Sie sich nicht mit Dreiern," rief er, „bald wird es Dukaten auf uns regnen!" Ich ergriff also schnell meine Kleider, um den Baron Willich aufzusuchen. Er stand schon im Vorzimmer der Prinzessin, umringt von Frau von Katsch, Fräulein von Schack und Demoiselle Bortefeld, der ersten Kammerfrau Ihrer Hoheit. Er sagte, er habe sich im Holze verirrt, sonst wäre er eher gekommen. Seine Majestät hätten schon den Tag zuvor, Nachmittags um 3 Uhr, ihren Geist aufgegeben, worauf er sogleich vom neuen König abgefertigt worden sei. Er pries den christlichen Heldenmuth, womit der Monarch gestorben war; seit mehreren Tagen hatte er sich auf die große Reise gefaßt gemacht und öftere

Unterredungen mit dem Kronprinzen über die Regierung, und mit den Geistlichen über die Zukunft und die Pflichten eines Christen in den letzten Augenblicken gehabt. Der Prinz, fuhr Willich fort, sei sehr erstaunt gewesen, seinen Vater noch so frisch und lebhaft, auf einem Rollstuhl sitzend, zu finden, und habe geäußert, seine Korrespondenten hätten sich mit ihrer Nachricht übereilt. Doch, fügte er hinzu, sei der König von der Aufmerksamkeit seines Sohnes sehr gerührt gewesen, habe sich beim Zunehmen seiner Krankheit immer mehr von der Welt losgemacht und seinen Nachfolger mit Güte überhäuft. Ganz zuletzt hatte der König noch dem alten Fürsten von Dessau und dem Hauptmann von Haake prächtige Reitpferde geschenkt, und von der Königin, der ganzen Familie und den treuen höhern Staatsdienern rührenden Abschied genommen. Hierauf, fuhr Willich fort, wollte er seinen Geist vom Zeitlichen abziehen und ihn nur auf die Ewigkeit richten. Eine Stunde vor seinem Tode ließ er noch seinen Leibmedikus, den Rath Ellert, kommen und fragte ihn, ob sein Leben und seine Schmerzen noch von langer Dauer sein würden. Ellert antwortete, der Puls bleibe aus und werde

bald ganz still stehen. Der Wille des Herrn geschehe! antwortete der König. Noch ein Mal versammelte er seine ganze Familie um sich und gab bald darauf in den Armen des Kronprinzen seinen Geist auf.

Der neue König war in Begriff gewesen, sich nach Berlin zu begeben, und wünschte, daß ihm seine Gemahlin dahin folge. Diese ganze Erzählung, obgleich rührend, machte auf uns keinen Eindruck; die Thronbesteigung unsers geliebten Prinzen hätte uns über den Tod von zehn Königen getröstet. Wir beriethen uns nun, wie die wichtige Nachricht der noch schlafenden Königin vorzubringen sei. Die Frau von Katsch übertrug es endlich der Demoiselle Bortefeld und sagte ihr, wie sie sich dabei zu benehmen habe.

Diese trat in das Schlafzimmer der Prinzessin und zog ihre Vorhänge leise zurück. Die Prinzessin fragte, was es gäbe. „Verzeihen Euer Majestät, daß ich so früh komme, allein“ ... „Warum nennst Du mich Majestät, träumst Du?“ sagte die Fürstin. „Nein, Euer Majestät,“ erwiederte die Kammerfrau, „eben kommt der Baron Willich als Kourier von Potsdam und bringt die Nachricht vom Tode des Königs.“ Die Frau von Katsch trat auf diese Worte

ein, sie hielt ein niederschlagendes Pulver, welches sie der Prinzessin reichte, und begrüßte sie darauf ebenfalls als Königin. Nach Verlauf einer halben Stunde erschien die unvergleichliche Königin in einem schwarz und weißen Nachtkleide: nie sah ich sie so schön. Sie nahm im Audienzsaale unsere Huldigungen an. Die Beileidsbezeigungen waren kurz, die Glückwünsche aber aus dem innersten Herzen gesprochen.

Die junge Königin wollte gleich nach dem Frühstück mit uns allen nach Berlin. Auf jeder Station waren 80 Postpferde nöthig, und es war schwer, sie in dem kleinen Orte zusammenzubringen, um so mehr, da der harte Winter von 1740 viel Futter gekostet und in Folge des daraus entstandenen Mangels viel Pferde gefallen waren. Was macht indessen der gute Wille und die Freude des Herzens nicht möglich! Schon um 8 Uhr Morgens war Alles zur Abreise bereit. Unser Frühstück war ein Festmahl, die Köche hatten sich selbst übertroffen. Die Oberhofmeisterin brachte die Gesundheit des neuen Königspaares aus; ich konnte nur einige Worte stammeln. Die Königin war gerührt und versicherte uns

ihrer Gnade. Der Herr von Brand führte sie an den Wagen, und wir verloren sie bald aus den Augen. Knobelsdorf ging auf Befehl des Königs nach Potsdam, um den Entwurf zum Trauergerüst und zu den Beerdigungsfeierlichkeiten zu machen.

So hat nun der Kronprinz Rheinsberg auf immer verlassen, um öffentlich wirkend aufzutreten. Jetzt wird die Welt ihn beurtheilen, wie dies bisher nur einer kleinen Anzahl von Lieblingen vergönnt war.

Dürfte ich doch ein Zeuge seines künftigen Ruhmes sein!

Die erste Sorge Friedrichs ist der Staat; an mich konn e er noch nicht denken. Ich bin also nach Ruppin gegangen, wo ich Zeuge vom Treueschwur seines Regiments war. Es war für mich ein schönes Schauspiel. Die Offiziere überhäufen uns mit Artigkeit, und die Freude ist allgemein.

Man hört noch so manche besondere Umstände vom Tode des Königs. Er soll in den letzten Jahren mit dem Plan umgegangen sein, die Krone niederzulegen und sich nach dem Haag in den Ruhestand zu begeben. In dem Theilungstraktat mit dem Prinzen von Oranien, wegen der Thronfolge König

Wilhelms III., hat er sich ausdrücklich im Haag den Palast, der alte Hof genannt, und das Lustschloß Honslardick vorbehalten. Er wollte als Privatmann sterben und das Staatsruder in den Händen seines Sohnes sehen. Er hat auch wirklich den Herrn von Podewils, Minister des Auswärtigen, kurz vor seinem Tode nach Berlin kommen lassen und ihm die Eröffnung davon gemacht, auch Befehl gegeben, an alle Höfe Europas darüber zu berichten und die Truppen schwören zu lassen. Es war aber anders beschlossen im Rathe der Dinge.

Eben kommt eine Staffette von Berlin, die dem Herrn von Münchow und mir den Befehl bringt, unverzüglich nach Charlottenburg aufzubrechen. In diesem Lustschlosse wird der König bis zur Beisetzung seines Vaters wohnen; dahin, mein lieber Vater, haben Sie also Ihre Briefe zu richten.

10.

An Herrn von Stüven in Hamburg.

Charlottenburg, den 20. Juni 1740.

Eine recht herzliche Freude, mein lieber Stüven, hat mir Ihr Brief gemacht, in welchem Sie mir mittheilen, was ich eigentlich schon wußte: daß Sie meine Schwester lieben und ein theures Mitglied unserer Familie werden wollen. Sie verließen meinen Vater in seinen Leidenstagen fast gar nicht und zeigten sich ihm als ein wahrhaft zärtlicher Sohn; dies erfüllt ihn und uns alle mit Dankbarkeit. Aber, daß Sie den neun himmlischen Schwestern über der meinigen untreu geworden sind und Ihr Flügelpferd auf die Weide geschickt haben, will mir nicht ganz gefallen. Welches Unheil können nicht ein paar schöne Augen anrichten! Doch man muß das Eine thun und das Andere nicht lassen, mein Freund. Ihre Uebersetzungen der Phädra, des Brutus und der Alzire sind zu schön, und erndteten zu ungetheilten Beifall, als daß Sie die Feder auf ewig in den

Winkel werfen dürften. Da ich mir indeß schmeichele, daß Sie die Freundschaft nicht ganz über der Liebe versäumen werden, so sende ich Ihnen hier einen Bericht von Allem, was seit dem 4. Juni am Hofe unter meinen Augen vorging. Möchte auch mein Vater eine Zerstreuung darin finden und auf Augenblicke seine Schmerzen dabei vergessen!

Ich kam den 5ten, Nachts, in Charlottenburg an. Der König und seine Umgebungen lagen in tiefstem Schlaf. Alle Gasthöfe, ja, sogar die Schenken, waren so mit Fremden jedes Standes überfüllt, daß ich nur mit Mühe nothdürftig Dach und Fach erhielt. Der verstorbene König, welcher gegen Alles, was sich von Friedrich I. herschrieb, eine Abneigung hatte, und der besonders die Prachtliebe dieses Fürsten haßte, zeigte während seiner 27 Regierungsjahre einen entschiedenen Widerwillen gegen Charlottenburg, dessen Lage am Ufer der Spree allerliebst ist. Schloß und Garten sind prachtvoll, und im großartigen Style angelegt, und die Stadt selbst hat recht hübsche Gebäude. Man sagt sogar, Friedrich Wilhelm habe den Plan gehabt, die Stadt in eine Meierei zu verwandeln und den schönen Thiergarten, der sich von

Berlin bis hierher erstreckt, umhauen zu lassen. Ein Ort, der seinem Herrn mißfällt, gleicht einer nordischen Steppe, die kein warmer Sonnenstrahl erheitert. So war es mit Charlottenburg; seine Einwohner trugen das Gepräge des Verwaistseins. Die Gastwirthe waren nicht mit dem Geringsten versehen, als der neue König seine Residenz unvermuthet daselbst aufschlug. Hohe und Niedere drängten sich von allen Seiten an den neuen Herrscher, welcher schon als Kronprinz ihre Freude und Hoffnung gewesen, und so wurden in Kurzem alle Vorräthe in Charlottenburg in dem Grade aufgezehrt, daß man für schweres Geld nicht einmal ein Stück Brod erhalten konnte. Münchow und ich mußten uns deshalb, hingestreckt auf eine Bank, bei einem Glase Wasser von den Mühseligkeiten der Reise erholen. Damals erfuhr ich zum ersten Mal, daß sich ein Hofmann durch manchen sauern Tritt emporschwingen muß. Sobald der Tag dämmerte, kleidete ich mich um und ging auf's Schloß, wo ich mich bei'm Könige melden ließ. Der König beschied mich in Kaiserlings Zimmer, wo er Brunnen trank. In seinem Blick lag Schwermuth. Meinen Glückwunsch

nahm er gnädig auf, doch sagte er, ich wisse nicht, was er an seinem Vater verloren habe. Ich erwiederte, daß der Gewinn eines Königreichs für Vieles entschädige. Er lächelte ein wenig und sprach von andern Dingen. Aber doch entging es mir nicht, daß mitten im neuen Glanz der König traurig und sein Schmerz aufrichtig war. Um so ausschweifender ist die Freude aller Unterthanen; es ist hier, wie ich schon sagte, ein solcher Andrang von Fremden, daß man erstickt zu werden fürchten muß, wenn man über den Schloßhof geht. So wie man den König erblickt, ist das Jubelgeschrei ohne Ende. Der Baron K—*) ist an der Spitze aller dieser freudigen Unterthanen. Seine Zimmer werden nicht leer. Man bestürmt ihn, und er ist außer sich vor Wonne und Entzücken; er beantwortet alle schriftlichen Glückwünsche und beschäftigt 50 Sekretäre. Gestern hat er einen Anfall von hitzigem Fieber gehabt, welches in seinem aufgeregten Zustande vorherzusehen war. Jetzt läßt Jordan alle Briefe nach demselben Formular beantworten. Es zeigt sich nun, daß man sich

*) Charakteristik desselben im sechsten Briefe.

ziemlich allgemein in dem neuen König irrte. Seine Widersacher zitterten vor ihm: er ist zu edel und groß, um sie zu strafen; seine Anhänger hofften, von ihm mit Gold überschüttet zu werden: er ist zu weise, um thörichten Erwartungen zu entsprechen. Gerechtigkeit und Wohlthätigkeit sind seine Haupttugenden, und er hat schon viele rührende Beweise davon gegeben.

Ich habe mich dem Prinzen Wilhelm (dem muthmaßlichen Thronerben), dem Markgrafen von Schwedt und mehreren andern Prinzen vorstellen lassen. Der Prinz Wilhelm ist der schönste Mann, den ich je sah, er ist groß und vollkommen regelmäßig gebaut. Er hat braunes Haar, blaue Augen und sehr angenehme Züge. Aber er drückt sich nicht gut aus, seine Erziehung scheint vernachlässigt worden zu sein; dabei hat er etwas Schüchternes und nimmt auf den ersten Blick durchaus nicht ein; doch ist seine Unterhaltung nicht ohne Geist.

Da der Kornmangel wegen des langen und harten Winters sehr groß war, so hat der König die Kornhäuser öffnen und das Getreide zu einem sehr mäßigen Preis an die Armen vertheilen lassen, wo-

durch auf ein Mal der Theuerung und dem Elende abgeholfen wurde. Es gehen viele Veränderungen vor. Unser gemeinsamer Freund, der Graf Truchses, hat das schöne, in Berlin garnisonirende Dönhoffsche Regiment bekommen. Kürzlich hat der König eine prachtvolle Loge gehalten und sich öffentlich als Maurer erklärt; er nahm den Meisterstuhl dabei ein. Die Neugier des ganzen Hofes wurde rege. Wir haben außer dem Prinzen Wilhelm noch einige andere Prinzen aufgenommen

Alles ist jetzt mit den Leichenfeierlichkeiten des hochseligen Königs beschäftigt, die in 14 Tagen in Potsdam mit großer Pracht vollzogen werden sollen. Der Prediger Baumgarten in Berlin hat den Auftrag, ein lateinisches Trauergedicht abzufassen, welches Graun in Musik setzen soll. Da wir hier keine Sänger haben, so hat uns der König von Polen drei Italiener geschickt. Der Dresdner Hof macht sich ein Vergnügen daraus, sich dem preußischen zu verbinden; die Sänger sind in schönen neuen Trauerkleidern, und reichlich mit Geld versehen, angelangt. Der König läßt sie jeden Abend zu seinen Konzerten laden, in welchen sie ihre Bewunderung über

das Talent des Monarchen nicht genug aussprechen können.

Unter den vielen Fremden befindet sich auch eine Unzahl von Glücksrittern, die sich einbilden, der König habe bloß ihretwegen den Thron bestiegen; sie hoffen, wenn auch keine Haupt-, doch wenigstens eine Nebenrolle zu spielen. Vielleicht erregte nie ein Regierungswechsel eine so allgemeine Bewegung.

Der König sendet Gesandtschaften an den Kaiser, und an die Könige von Frankreich und England. Münchow geht nach Wien, der Obrist von Cammas nach Versailles und der Graf Truchses nach Hannover, woselbst der König von England vor Kurzem angekommen ist. Jeder dieser Minister wird von einem bedeutenden Gesandtschaftspersonal begleitet werden. Der König sagte mir neulich, er bestimme mich zu den auswärtigen Angelegenheiten, diese Laufbahn aber erfordere Uebung, deshalb möchte ich Truchses nach Hannover begleiten, nach meiner Rückkehr würde er mich weiter befördern. Ich gestehe aufrichtig, daß dieser Anfang etwas klein ist, indeß will ich mich doch lieber dazu verstehen, als bloßer Hofmann sein. Ich bin in Berlin von Herrn Thule-

meier, Minister des Auswärtigen, vereidet worden; zugleich gab der König mir und meinen Leuten Trauerkleider, und eine sehr hübsche schwarz ausgeschlagene Kutsche. Gleich nach dem Leichenbegängnisse gehen wir nach Hannover ab.

Mitten unter den Anstalten zu meiner Reise und dem Unterricht, den mir Thulemeier ertheilt, ergehe ich mich mit Vergnügen in dem schönen Charlottenburger Garten und bin jeden Abend beim Konzerte gegenwärtig. Zum Zeitvertreibe habe ich alle an den König gerichtete Gedichte gelesen, sie kamen fuderweis an. Die Poeten schwärmen um Friedrichs Thron, wie die Bienen, doch giebt es viele Hummeln darunter, die zwar sumsen, aber keinen Honig bereiten. Ich kann sagen, daß mir unter allen diesen Versen bloß die Voltaireschen gefallen haben; vielleicht macht sie der Verfasser bald selbst öffentlich bekannt.

Leben Sie wohl, nächstens mehr.

11.

An Denselben.

Charlottenburg, den 30. Juni 1740.

Ich bin Zeuge davon gewesen, wie alle irdische Pracht und Hoheit endet. Der Monarch, in dessen Händen noch vor Kurzem das Schicksal von Millionen lag, schläft in engem Raume den ewigen Schlummer. Vorigen Mittwoch ging der König mit seinem ganzen Hofstaate nach Potsdam. Der Hoffourier hatte vergessen, mir meinen Platz anzuweisen, und da ich doch bei der Leichenfeier zugegen sein wollte, war ich in nicht geringer Verlegenheit, da weder Wagen, noch Pferde für Geld zu haben waren. Ich irrte also unentschlossen im Schloßhofe von Charlottenburg umher, wo mich endlich der König erblickte, der eben in den Wagen steigen wollte. Er fragte, warum ich noch hier sei, und lächelte, als ich ihm die Ursach' erzählte. Da er aber den Grafen Truchses und den Obristen Walrave eben abfahren sah, so befahl er ihnen, mich mit aufzupacken. Sie

hatten unglücklicherweise nur einen engen, zweisitzigen Wagen und mußten mich auf den Schooß nehmen. Es war ein Glück, daß wir nur drei Meilen zu fahren hatten, die wir indeß ziemlich heiter zurücklegten.

In Potsdam sollte ich noch ein größeres Unheil erfahren. Alles war so eilig gegangen, daß mein Bedienter nicht Zeit gehabt hatte, meinen Mantelsack gehörig zu befestigen. Dieser war also unterwegs verloren gegangen, und mein ganzer Traueranzug steckte darin. Ich schickte Boten nach allen Seiten, doch ohne Erfolg. So konnte ich denn an der Leichenbegleitung nicht Theil nehmen und mußte mich mit einem Platze auf der Tribüne, die für die vornehmsten Zuschauer errichtet war, begnügen. Da ich im blauen Ueberrock war, wagte ich es gar nicht, mich zu zeigen, und zog mich hinter die andern Zuschauer zurück, weshalb ich bei weitem nicht Alles sehen konnte und Sie, mein Freund, auf das vom Baron Pöllnitz abgefaßte Programm verweisen muß. Pöllnitz war bei dieser Gelegenheit in seinem Elemente. Er brachte seine Jugend am Hofe Friedrich I. zu und besuchte viele andere Höfe, in deren Sitten er sich ganz hinein gelebt hat. Da für das ganze

königliche Gefolge der Platz im Schlosse zu Potsdam nicht hinreichte, so bot er Truchses und mir ein Zimmer in seinem Hause an. Unser erster Gang war zum Schlosse, um das Paradebett zu sehen. Alle Vorgemächer waren schwarz ausgeschlagen und mit Wachskerzen erleuchtet, welche auf silbernen Wandleuchtern brannten. Der Saal war mit violettem Sammet bekleidet und mit vergoldeten Kronleuchtern geschmückt. In der Mitte stand auf einer Erhöhung der Sarg des Königs, der ebenfalls mit violettem Sammet und Goldtressen überzogen war. Degen, Handschuh, Ringkragen und Sporen lagen darauf; Wachskerzen auf vergoldeten Gueridons umgaben ihn. Zwischen den Gueridons waren prächtige Tabourets vertheilt, worauf Krone, Scepter, Reichsapfel und Schwerdt lagen, Alles von gediegenem Golde und reich mit Brillanten besetzt. Neben jedem Tabouret stand ein Staatsminister oder ein General-Lieutenant, und hinter dem Sarge der Marschall von Schwerin, die große Reichsfahne haltend. Der Thronhimmel über dem Sarge war ganz mit Silber gefüttert und in erhabener Arbeit mit dem preußischen Wappen gestickt. Ueberall herrschte Pracht

und Geschmack. Nachdem wir Alles gehörig betrachtet, kehrten wir zum Baron Pöllnitz zurück, wo wir eine Gesellschaft von ungefähr dreißig Personen, bestehend aus Berliner Herren und Damen, fanden die ebenfalls zur Leichenfeier gekommen und von unserm Wirthe zur Abendtafel geladen waren. Wir waren sämmtlich sehr heiter. Ich saß neben Frau von Arnim, der Tochter des General-Lieutenants Grafen von der Schulenburg. Sie gefiel mir außerordentlich. Sie ist groß und wohlgebildet und, ohne schön zu sein, von einem sehr angenehmen Aeußern. Sie besitzt noch ganz den Reiz der Jugend, und ich habe ihr Portrait überall, ja, sogar im Schlosse, gefunden. Ihre Sprache, ihr ganzes Wesen und ihre Scherze haben etwas unverkennbar Vornehmes. Ihr Gemahl ist in ihrem Besitz sehr glücklich, und er verdient es ganz.

Den andern Morgen rief das Läuten sämmtlicher Glocken das Trauergefolge auf's Schloß. Der Generalmarsch ertönte, und die ganze Garnison stellte sich vom Schloßthore bis zur Kirchthüre in zwei Reihen. Der Zug begann um 12 Uhr; Soldaten vom Regimente des hochseligen Königs eröffneten ihn.

Dann kamen alle Hausbedienten des Monarchen in tiefer Trauer; die Reitknechte, die Kutscher, die Jäger, die Bedienten, die Kammerdiener und Pagen. Ihnen folgten die Deputirten der Kollegien ꝛc., sowohl aus der Hauptstadt, als aus den Provinzen; hierauf die Deputirten des Oberdirektoriums und endlich die Staatsminister aller Departements. Jetzt erschienen einige der obersten Beamten der Krone, auf einem violett sammetnen, mit Goldfranzen verzierten Kissen die königlichen Insignien tragend. Alle Räthe, Minister, Generale und hohe Beamte hatten ihre Dienerschaft in Staatslivree hinter sich, welches eine glänzende Reihe bildete. Nun kam der Leichenwagen, von acht mit schwarzen Decken behangenen Pferden gezogen. Der Sarg war unbedeckt. Hinter demselben sah man den Marschall von Schwerin mit der Fahne, geführt von zwei Generalen. In ziemlicher Entfernung davon erschien der König, begleitet vom alten regierenden Fürsten von Anhalt-Dessau und dem Herzoge von Holstein-Beck, denen wenigstens 500 Offiziere des Generalstabs folgten, welche im Schritt marschirten. Die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Uniformen, welche die Blüthe des

preußischen Adels schmückten, gewährte einen unbeschreiblichen Anblick. Nach den Offizieren kamen die Prinzen Wilhelm, Heinrich und Ferdinand. Den ersten führte der Prinz Leopold von Dessau und der Fürst von Zerbst, den zweiten der Prinz Dietrich von Anhalt und der junge Prinz von Holstein, und der dritte wurde von den Prinzen Eugen und Moritz von Anhalt begleitet. Zuletzt kamen die Markgrafen von Schwedt, als Verwandte des königlichen Hauses; sie hatten General-Lieutenants zu Führern. Alle diese hohen und höchsten Herrschaften waren in tiefer Trauer, mit langen Mänteln und Floren auf den Hüten. Jeder Einzelne war von seiner Dienerschaft begleitet. Die übrigen Generale folgten Paar und Paar, und eine zweite Abtheilung vom Regiment des Königs beschloß den Zug. Wo er vorüber kam, präsentirten die aufgestellten Truppen das Gewehr, die Trommeln erklangen, die Offiziere grüßten mit den Spontons und neigten die Fahnen. Als der Leichenwagen vor der Kirche hielt, hoben zwölf Fähnriche, welche den vier General-Lieutenanten und den zwölf General-Majoren, die den Thronhimmel getragen hatten, zur Seite waren, den Sarg herunter und

setzten ihn auf das vor dem Altar erbaute Leichengerüst. Dieses war ein Meisterstück der Bau- und Zeichnenkunst. Knobelsdorf hatte es angeordnet; es hätte verdient, in Kupfer gestochen zu werden. Ein runder Himmel wurde von dorischen Säulen getragen, zwischen welchen sich Statuen von weißem Marmor, als Symbole des Schmerzes, umgeben von Zypressen und brennenden Wachskerzen, befanden. Die ganze Kirche war schwarz behangen und mit Glaslampen erleuchtet, die so vertheilt waren, daß von der Form des Gesimses, der Pfeiler und Fenster nichts verloren ging. Sobald der König und die Leichenbegleitung Platz genommen, fing man an, die vom hochseligen König selbst gewählten Lieder zu singen; hierauf begann die Trauerkantate, von welcher ich schon sprach. Sie war hinreißend und wird ewig ein Meisterwerk bleiben. Nach dieser ward unter Gesang eines neuen Trauerliedes der Sarg in die Gruft gebracht. In demselben Augenblick donnerten die im Lustgarten aufgepflanzten Kanonen, begleitet vom kleineren Gewehrfeuer. Als der König die Kirche verließ, erfolgte die zweite Salve, und die dritte, als er in seinem Zimmer angekommen war.

Den Mittag fand ein glänzendes Mahl statt, wobei man zwei Eimer alten Rheinwein austrank, die vom hochseligen Könige eigends für diesen Tag bestimmt waren. Der König speiste allein und kehrte am Abend mit seinem Gefolge nach Charlottenburg zurück.

Tags darauf erhielt das Riesenregiment zu Potsdam seinen Abschied. Der König ließ die schönsten Leute ausheben und sie unter sein Regiment in Ruppin stecken, welches von diesem Augenblick den Namen Garderegiment erhielt und durch drei Bataillone verstärkt wurde. Die allergrößten und am wenigsten hübschen Leute sind zu einem eigenen Bataillon gemacht, das unter dem Befehl des General Einsiedel in Potsdam bleiben, und seine vorige Uniform, Kriegsübung und Waffen behalten soll. Zwölf Flügelmänner sind in Heiducken verwandelt worden. Man hat diese Riesen mit langen, weiten Gewändern bekleidet und ihnen Mützen gegeben, die sie noch kolossaler machen. Der Rest des großen Regiments wird den Stamm von fünf andern Infanterieregimentern machen, die der König noch anwerben lassen will, und welche die Prinzen Heinrich und Ferdinand,

und die Generale von Münchow, Cammas und Persode kommandiren sollen. Man sagt, daß Friedrich Wilhelm seinem Sohne in seinen letzten Tagen durch genaue Berechnung bewiesen, daß ihm das große Regiment jährlich so viel, als der Unterhalt von 10,000 Mann und als eine große Oper, gekostet habe.

Alles, was der König bis jetzt that, ehrt den Weisen, den Philosophen und den Menschen. Morgen will ich mich bei ihm beurlauben, um nach Berlin zu gehen und mich auf meine Reise nach Hannover vorzubereiten. Der Ihrige 2c.

12.

An den Baron von Pöllnitz in Berlin.

Hannover, den 6. August 1740.

Also ist der König von Königsberg zurück! Ich danke Ihnen herzlich für Alles, was Sie mir davon schrieben. Ich theilte Ihren Brief mehreren Personen

mit, die ihn mit größtem Vergnügen lasen; dieser Brief, mein lieber Baron, ist gleichsam eine Fortsetzung Ihrer Memoiren, die in der großen Welt so viel Theilnahme fanden. Man wundert sich jetzt nicht mehr, daß sich der König nicht krönen ließ. Friedrich I. that es aus guten Gründen, aber seine Nachfolger empfangen die Krone aus den Händen der Vorsehung, nicht aus menschlichen. Sie lassen sich den Eid der Treue schwören und sind damit zufrieden. Der Medailleur Dacier in Genf hat eine schöne Medaille geprägt, die sich auf diese Idee bezieht. Auf der einen Seite befindet sich das Brustbild des Königs mit der gewöhnlichen lateinischen Umschrift: Friedrich II. König von Preußen, und dem Wahlspruche: Für Vaterland und Ruhm; auf der andern erblickt man die Stadt Königsberg, und über derselben einen in der Luft schwebenden Adler, mit den Worten: Ein geborner König.

Friedrich, der das Ceremoniel nicht liebt, hat sich gewiß gefreut, sich ziemlich davon losmachen zu können; doch so gut wird es ihm auf der Reise nach Wesel und Westphalen nicht werden. Alle diese Reisen machen Ihnen und den andern Hofkavalieren ge-

wiß viel zu schaffen; Geist und Körper, besonders aber die Füße, werden von den Hoffesten angegriffen und sehnen sich nach Ruhe. Jetzt zu einer Schilderung von Hannover, die Ihnen vielleicht nicht uninteressant ist, da Sie hier ziemlich bekannt sind.

Kaum hatte Friedrich Wilhelm die Augen geschlossen, als, wie Sie wissen, der Baron von Münchhausen, erster Minister des Königs von England in Hannover, nach Berlin kam, um von Seiten seines Herrn Beileidsbezeigungen und Glückwünsche zu bringen. Er kam zu schnell, um Befehle von London erhalten haben zu können, es war also ausgemacht, daß man sie ihm schon vorläufig, vor dem Tode des Königs von Preußen, gegeben hatte. Diese Aufmerksamkeit war ein Beweis, daß dem englischen Hofe daran lag, mit uns im guten Vernehmen zu sein und das Andenken an die persönliche Abneigung ganz zu vertilgen, welche Borussias und Albions Herrscher von frühster Kindheit an entzweite, und die die Minister oft in die größte Verlegenheit brachte.

Man hat mir erzählt, daß diese natürliche Antipathie, welche schlimmer ist, als der Haß selbst, die beiden Monarchen einst auf den Gedanken brachte,

nach dem Beispiel Karl V. und Franz I. von Frankreich, sich im Zweikampf einander gegenüber zu stellen. Schon waren von beiden Seiten die Sekundanten ernannt und das Hildesheimsche zum Zusammenkunftsort bestimmt. Der König von England war in Hannover, und der König von Preußen in Salzthal, im Braunschweigschen, angekommen. In dieser Zeit eilte der preußische Minister in London, der Baron Bork, zu seinem Könige nach Salzthal, und da er ihn in heftigem Zorne fand, wagte er es nicht, ihm Einwendungen zu machen, sondern stellte sich, als billige er Alles, und erbot sich, das Ausforderungsschreiben selbst zu überbringen. Nach einigen Stunden kehrt er aber zum König zurück. „Ich bin überzeugt,“ redet er ihn an, „daß Euer Majestät Zwist nur durch den Zweikampf entschieden werden kann; aber Höchstdieselben sind eben von einer gefährlichen Krankheit genesen, was würde die Welt, was würde der König von England sagen, wenn Sie vielleicht den Tag vor der Zusammenkunft einen Rückfall hätten. Wollten Euer Majestät die Sache nicht noch vierzehn Tage verschieben, um sich vorher Ihrer vollen Genesung wieder zu erfreuen?“ Der Kö-

nig ließ sich, obgleich mit Mühe, überreden; das Ausforderungsschreiben wurde zurückbehalten, und die Minister beider Höfe gewannen Zeit, die Verdrießlichkeiten auszugleichen, und nach Jahr und Tag gänzlich beizulegen.

Wir merken hier durchaus nichts von alter Feindschaft zwischen Hannover und Preußen, sie scheint mit Friedrich Wilhelm begraben zu sein. Ueberall kommt man uns mit größter Artigkeit entgegen und sucht sich eng mit uns zu verbinden. Ich müßte mich sehr irren, wenn man nicht den Plan hätte, den Prinzen Wilhelm von Preußen mit der Prinzessin Luise von England, von der man mit Entzücken spricht, zu vermählen.

Kaum waren wir in der Londontavern, in den daselbst für uns bereiteten Zimmern, abgestiegen, als der Graf Truchses den Herrn von Münchhausen von unserer Ankunft benachrichtigte. Eine Stunde darauf erschien dieser. Er sprach sehr offen mit dem Grafen und rieth ihm, sein Beglaubigungsschreiben noch nicht einzureichen, damit er sich nicht an das strenge Ceremoniel binden dürfe und noch einige Tage ruhig in seiner Wohnung bleiben könne, um daselbst den

Besuch des ganzen Hofs anzunehmen und sich auf die öffentliche Audienz vorzubereiten, die nach drei Tagen stattfinden solle. Der Graf folgte dem Rathe. Tags darauf legten wir unsere schwarzen Kleider an und empfingen die Besuche aller Minister, Hofleute u. s. w. Unsere Zimmer wurden nicht leer, es war ein beständiges Kommen und Gehen. Am Audienztage holte uns der Herr von Münchhausen mit den prächtigen Kutschen des Königs, seines Herrn, ab. Der Graf Truchses stieg zu ihm in die erste; in der andern waren zwei hannöversche Kavaliere. Dieser folgte die mit sechs Pferden bespannte, große Trauerkutsche des Grafen, vor welcher zwei Läufer gingen. Hinten auf standen Pagen, zwei unserer Gesandtschafts-Kavaliere saßen darin; dann kam der zweite Trauerwagen des Grafen mit dem dritten Kavalier, und endlich der meinige, worin ich mich allein nach Herzenslust langweilte. Einige Kutschen der vornehmsten Minister schloßen den Zug. An den Stadtthoren und am Eingange des Schlosses zu Herrenhausen traten die Wachen in's Gewehr, die Offiziere salutirten, und die Trommeln wurden gerührt.

Man führte uns in ein Vorzimmer, wo wir den ganzen Hof in tiefer Trauer fanden. Der Graf Truchses trug eine ungeheure Perücke und einen schwarzen Mantel, den er vier Ellen lang auf der Erde nachschleppte, wodurch seine sechs Fuß hohe Gestalt ein höchst eigenthümliches Ansehen bekam. Nach einer Viertelstunde trat der englische Staatssekretär, Mylord Harrington, ein und führte uns zur Audienz. Die Saalthüren öffneten sich, und wir erblickten den König in vollem Glanze. Er trug ein violettes Kleid und den Orden des Hosenbands. Truchses überreichte sein Kreditiv, aber er hatte nicht viel Zeit zum Reden, denn der König unterbrach ihn in höchst gnädigen Ausdrücken. Er bewunderte die ernste Haltung des Grafen, und sagte leise und lächelnd zu ihm: „Man sollte schwören, wenn man Sie, mein lieber Graf, in diesem Aufzuge sieht, daß Sie durch den Tod Ihres Herrn zur Verzweiflung gebracht wären.“ Hierauf wurden wir sämmtlich dem Könige vorgestellt, der jedem etwas Verbindliches sagte. Bei'm Herausgehen aus dem Saal legte der Graf seinen Mantel ab, und kurz darauf ging man zur Tafel. Der Graf speiste an der königlichen,

wir andern setzten uns an die Marschallstafel. Sobald der König aufgestanden war, rief man uns in den Speisesaal, den er verlassen, wo uns die vornehmsten Hofleute mit dem Glase in der Hand empfingen. Der Oberschenk war noch an seinem Posten und that, was seines Amtes war. Nach Vollendung dieser gut deutschen Ceremonie trank man Kaffee und ging in den Garten, der eben so schön, als angenehm, ist. Die Alleen sind breit, die Hecken hoch; es giebt Fontainen, Bassins und Wasserkünste; Der große Aquadukt in der Mitte ist vielleicht der schönste in der Welt; sein Strahl steigt 80 Fuß hoch und hat 2 Fuß im Durchmesser. Der König zeigte der Herzogin von Dorset diesen Aquadukt, dessen Bassin jedoch nicht so groß ist, als es nöthig wäre. Der Garten hat übrigens den Fehler, daß nirgends auf die Perspektive Rücksicht genommen worden ist. Ein von grünen Hecken angelegtes Theater hat mir sehr wohlgefallen.

Nach dem Spaziergange war französisches Schauspiel. Die Truppe ist gut. Nachher fuhr der König in Begleitung des ganzen Hofs spazieren. Wir speisten noch in Herrenhausen zu Nacht und kehrten

Bayerische Staatsbibliothek München

gegen Miternacht, sehr beglückt durch das huldvolle Bezeigen des Königs, nach Hannover zurück.

Uebrigens lebt man hier beinah so einförmig, wie in einem Kloster. Jeden Morgen um 11, und jeden Abend um 6 Uhr, fährt man durch eine unabsehbare Lindenallee bei großer Hitze nach Herrenhausen, wodurch unsere schwarzen Kleider und Kutschen täglich zwei Mal mit einer Staubwolke bedeckt werden. In der Gesellschaft des Königs findet nie der geringste Wechsel statt, er sieht bei Tafel und beim l'Hombre immer dieselben Gesichter, und zieht sich nach Beendigung des Spiels sogleich in seine Zimmer zurück.

Zwei Mal wöchentlich ist französisches Theater; die andern Tage gehören dem Spiel in der großen Gallerie. Auf diese Art könnte man, wenn der König immer in Hannover wäre, eine Art Kalender auf zehn Jahre verfertigen und im Voraus bestimmen, wie man speisen, sich ergötzen und beschäftigen würde. Demungeachtet langweile ich mich nicht einen Augenblick. Die ersten Tage vergingen unter Visiten; ich werde oft in die vornehmsten Häuser Mittags und Abends geladen; ich gehe spazieren, esse, trinke,

schlafe, lese, schreibe, lege mich ein wenig auf's Sopha, mache meine Berichte, und setze Charaktere zusammen und löse sie auf. Rechnen Sie nun noch vollends die Fahrten nach Herrenhausen dazu, so werden Sie leicht sehen, daß ein ehrlicher Mann hier alle Hände voll zu thun hat.

Von den hiesigen Hofleuten gefallen mir manche recht gut, auch finden sich viele Fremde ein, da alle deutschen Fürsten ihre Minister schicken, um dem König zu seiner Ankunft in Hannover Glück zu wünschen. Leider aber sind diese Fremden nur Zugvögel, die nach einigen Tagen wieder verschwinden, so daß Herrenhausen einem Taubenschlage oder, wenn Sie wollen, einer magischen Laterne gleicht, wo eine Vorstellung nach der andern rasch dem Auge des Schauers vorüberfliegt.

Man speist unvergleichlich zu Hannover, besonders bei dem Drost von B—; dieser ist ein reicher, geistvoller und noch schöner Mann. Er war früher hannöverischer Gesandter in Paris; auf seiner Rückreise hatte er das Unglück, daß ihm ein Pferd das eine Auge ausschlug. Der Schlag war so heftig gewesen, daß auch die Nerven des gesunden Auges

Bayerische Staatsbibliothek München

dadurch litten. Er erduldete unsägliche Schmerzen und sah sich genöthigt, auf Anrathen der Aerzte, eine sehr strenge Diät zu halten, die ihm noch unerträglicher, als der Schmerz selbst, schien. Aber das gute Auge wurde täglich schwächer, und die Aerzte erklärten endlich, daß alle Mühe, dieses Auge zu retten, vergebens sei, daß sich aber die Schmerzen gewiß bald gänzlich verlieren würden, und Herr von B— sich dann nach Wunsch den Tafelfreuden überlassen könne. Dies war ihm höchst angenehm. Er brachte seine Geschäfte, so lange er noch sehen konnte, in Ordnung, ließ sich alle Seltenheiten zeigen, richtete seine Wohnung bequem ein und erwartete die gänzliche Verfinsterung seines Gesichts mit derselben Ungeduld, mit der er der Heilung entgegen gesehen haben würde. Endlich ging sein Wunsch in Erfüllung. Mit der Erblindung verloren sich die Schmerzen, und von diesem Augenblick fing er wieder an, das Leben zu genießen. Da er unvermählt ist, so bestimmte er einen großen Theil seiner Einkünfte für seine Tafel, auf welcher sich täglich zwölf Kouverte befinden, und die mit eben so vieler Sorgfalt, als mit Ueberfluß, besetzt ist. Durch den Verlust des

Bayerische Staatsbibliothek München

Gesichts haben seine übrigen Sinne auf eine auffallende Art gewonnen. Wenn er ein Glas von Außen berührt, so unterscheidet er genau an der Kälte, wie weit es gefüllt ist. Er weiß immer, was sich auf der Tafel befindet, und wo seine Gäste sitzen, so daß man meint, er könne sehen. Er spricht viel und angenehm, und reitet in Begleitung eines Dieners spazieren. Seine Kleidung ist geschmackvoll und nett; kurz, der Verlust des Gesichts ist für ihn so unerheblich, daß man sagen könnte, er habe früher zwei Augen zu viel gehabt.

Ich habe alle Merkwürdigkeiten um und in Hannover gesehen. Die Bibliothek ist groß und reichhaltig, die Marställe des Königs sind schön und die Pferde prächtig. Die Gruft der sonstigen Kurfürsten in der Schloßkirche, ist sehenswerth. Die sterbliche Hülle Georgs I., welcher 1728 zu Osnabrück starb, ruht in einem ganz silbernen, schön gearbeiteten Sarge. Das Schloß ist groß, doch nur von Holz, und die Zimmer sind klein und altmodisch möblirt. Der Garten des Grafen Platen zu Linden, ganz in der Stadt, ist allerliebst, das Opernhaus unvergleichlich. Sobald der König die Stadt bezieht, werden wir

eine Redoute darin haben. Die Musterung der Truppen wird erst nach der Erndte abgehalten, ein Beweis von der väterlichen Güte des Königs gegen seine Bauern. Gegen den Winter erwartet man den Kasseler Hof und viele Lustbarkeiten, doch sagt man, Berlin werde künftigen Winter auch höchst glänzend werden, und ich hätte nichts dawider, wenn mich der König zurückberiefe, wodurch mir das Glück zu Theil würde, Sie, mein lieber Baron, wieder zu umarmen. Leben Sie bis dahin recht wohl.

13.

An Frau von Br— in Berlin.

Hannover, den 19. August 1740.

Ich weiß nicht, welcher große Geist das Postwesen erfand, das weiß ich aber, daß ihm die Welt eine Ehrensäule errichten müßte. Ohne diese Einrichtung wäre ein Liebender, den das Schicksal von der Erwählten trennt, zu unglücklich. Zwar bekenne

ich mit Voltaire, daß ein Postillon eine unangenehme Zwischenperson ist, doch ergreift ja der im Wasser Versinkende jeden Strohhalm, und da ich Sie, gnädige Frau, anbete und es nicht zu Ihren Füßen aussprechen kann, so übergebe ich meine Seufzer dem Felleisen. Als ich Ihren göttlichen Brief las, vergaß ich die Welt, ihm fehlte nichts, als etwas mehr Zärtlichkeit, um ein Meisterstück zu sein. Sie verlangen von mir, gnädige Frau, Ihnen Lady Yarmouth und die übrigen hannöverischen Damen zu schildern; aber wird mir das gelingen, da ich aus Berlin ein Bild mit mir nahm, das jedes andere in den Schatten zurückdrängt? Doch gestehe ich Ihnen, wenn ein Sterblicher wünschen dürfte, was den Göttern gehört, so müßte er wünschen, von Lady Yarmouth geliebt zu werden. Sie ist nicht mehr im Lenz des Lebens, auch keine vollkommene Schönheit, aber sie bedarf des äußeren Schmuckes nicht. Ihr Gesicht ist rund, die Augen sind blau und lebendig; Nase, Mund und Kinn fein, die Zähne sind Perlen, der Teint ist blendend, doch ohne viele Farbe; das Haar ist dunkel, Hände, Füße und Arme sind von seltener Schönheit. Sie ist von mittlerer Größe und reizend

gewachsen; doch hat sie, wenn ich nicht irre, Anlage, stark zu werden. Ihr Aeußeres gefällt und besticht, ihr Geist und Herz, besonders aber ihre große Bescheidenheit, fesseln auf immer. Ihr Umgang ist leicht und angenehm; sie spricht fertig deutsch, englisch und französisch. Der König liebt sie in dem Grade, wie er sie achtet, denn er fühlt, daß sie ihm auch ohne den Glanz des Throns ihr Herz geschenkt haben würde. Sie ist mit einem anständigen Gehalte zufrieden und belästigt den König nie mit Bitten, so wenig für sich, als für ihre Schützlinge. Sie mischt sich nie in Staatsangelegenheiten und hat nie Jemandem aus persönlicher Abneigung geschadet. Stolz, Rachsucht und Eitelkeit sind ihr fremd, und obgleich man ihr in Hannover sehr huldigt und ihr beinahe die Ehre einer Prinzessin erzeigt, so macht sie doch nie Anspruch darauf. Sie speist täglich mit dem Könige und spielt des Abends l'Hombre mit ihm. Im Theater sitzt sie ihm zur Seite, während die andern Damen in einiger Entfernung Platz nehmen. Ihre Aufmerksamkeit für den König ist sehr groß. Sie verläßt Herrenhausen nie, als um zuweilen in Hannover ihre Mutter, die Generalin

Wend, oder ihre Schwester, die Frau von Steinberg, zu sprechen. Selten speist sie bei ihren Verwandten, jedoch geschah dies ein Mal, und an diesem Tage befand sich ein Fremder mit an der Tafel, der, von den Geheimnissen des Landes wenig unterrichtet, gegen das Ende des Mahls die Gesundheit des Grafen Yarmouth ausbrachte. Die Verlegenheit der Gräfin mag nicht gering gewesen sein. Die Verehrung, die man hier für die Gräfin hat, schifft indeß nicht mit ihr über das Meer. Die englischen Damen sind beleidigt, daß ihre Könige den Geschmack an deutscher Schönheit auf einander vererben. In der That ist dies pikant, aber der Gott mit der Binde ist ein ungezogener Bube, der sich nichts vorschreiben läßt. Lady Yarmouth soll in London viel Unangenehmes erfahren haben, weshalb sie dort nur mit der Frau von Steinberg und den Gemahlinnen der fremden Minister umgeht. Sie ist nie bei der Damencour zugegen und lebt fast unbekannt in dem St. James-Palast.

Unter den hannöverischen Damen giebt es manche liebenswürdige, aber keine, die besonders auffiele. Gegen die Fremden sind sie sämmtlich kalt, wie Eis.

Die Hannoveranerinnen vermählen sich, wie die sonstigen Israelitinnen, immer wieder in ihrem Stamme und sind oft schon von der Wiege an mit einem Verwandten verlobt. Aus diesem Grunde richten sie nie ihr Auge auf einen Fremden und entschließen sich schwer, mit ihm zu spielen. Die Spielgesellschaften werden schon am frühen Morgen von Müttern und Tanten arrangirt. Man muß entweder viel Glück oder viel Unverschämtheit haben, um dazu gezogen zu werden, und ich sehe alle Abende Fremde vom ersten Range die große Gallerie in der Länge und Breite messen, die Portraits bewundern, oder sich hinter einen Spieltisch stellen und gähnend fragen: „Gewinnen die gnädige Frau? Verlieren das gnädige Fräulein?" Das Unglück ist, daß es hier weder eine Königin, noch Prinzessin, folglich auch keine Oberhofmeisterin und Hofdamen giebt, qui sont payées, pour faire les honneurs. Hat man aber endlich den Sisyphusstein weggewälzt und Zutritt in einigen Familien erlangt, so sind die Damen ganz angenehm. Außerdem hat auch hier, wie überall, die Liebe ihre Rechte geltend gemacht, und es giebt manche sehr drollige Stadthistörchen, die ich nach

meiner Rückkehr in Berlin Ihnen mitzutheilen die Ehre haben werde. Bis dahin 2c.

14.

An den Herrn von Hagedorn in Hamburg.

Hannover, den 20. August 1740.

Lieber Herr von Hagedorn,

Ihr Freund Liskow hätte keines Empfehlungsschreibens bedurft, um eine gute Aufnahme zu finden. Er gehört nicht zu der Zahl der Reisenden, die ohne diese mir immer verdächtigen Freipässe in Verlegenheit kommen würden. Die scharfsinnigen Satyren, welche Liskow nach dem Tode des Doktor Swift herausgab, und die seinen Namen der Welt bekannt machten, sind sein bester Empfehlungsbrief. Ich habe ihn hier überall eingeführt, er hat allgemein gefallen, besonders dem Grafen Truchses, der ihm in Berlin ein Zimmer in seinem Hause angeboten und verspro-

chen hat, ihm eine gute Stelle an unserm Hofe zu verschaffen. Liskow ist ein höchst witziger Kopf, er hat mir das Vergnügen gemacht, mich auf einer kleinen Ausflucht nach Hildesheim zu begleiten; die dortigen Domherren waren alle von ihm bezaubert. Vom frühen Morgen an machten sie ihm Besuche und luden ihn zur Mittagstafel. Das Leben schien ihm zu gefallen, und er ließ es sich beim Glase recht wohl sein. — Er hat mir die neue Ausgabe Ihrer Fabeln mitgebracht; wenn ich Ihnen meine Bewunderung darüber ganz aussprechen wollte, so müßte mir Ihre Redekunst zu Gebote stehen. In unserer Muttersprache wurde nie etwas besser gedacht und ausgesprochen; Sie verbinden mit Lafontaines Leichtigkeit eine Tiefe des Gemüths, die von aller Pedanterie entfernt ist. Nur wünschte ich, Sie hätten weniger Anmerkungen gemacht, welche die Aufmerksamkeit stören, da man, ohne es zu wollen, darauf hinblickt und so das Eigentliche aus den Augen verliert.

Es ist wahr, mancherlei in Ihrem Werke bedarf eines Kommentars, doch wenn dieser zu ausführlich ist, so scheint es dem Leser, als setze man zu wenig bei ihm voraus, und er fühlt sich verletzt. Dies ist

meine einzige kritische Bemerkung über Ihre Fabeln; verzeihen Sie, daß ich sie so frei ausspreche, aber Sie wollten es ja.

Ganz kürzlich habe ich einen unserer gemeinsamen alten Freunde wieder gesehen, den Dr. T—, vormals Prediger der englischen Gemeinde zu Hamburg, jetzt Hofprediger des Königs von England. Sie kennen den Geist, das Herz und das Talent dieses Mannes, und wissen, daß er Mitarbeiter an der Wochenschrift war, die vor einigen Jahren unter dem Titel des Patrioten in Hamburg erschien, und aus der jetzt ein vollständiges, in mehrere Sprachen übersetztes Werk entstanden ist. Der größte Theil der theologischen und moralischen Aufsätze, die dieses treffliche Werk enthält, kommen aus seiner Feder. Nachdem er Hamburg verlassen, bekam er Anfangs eine Pfarre; aber der Ruf seiner außerordentlichen Gaben drang bald bis an den Hof, und er ward zu einem der zwölf Parlaments-Prediger ernannt. Sie wissen, daß der Dr. Swift einen ähnlichen Posten in Dublin beim irländischen Parlamente bekleidete. Einst predigte er über den Hochmuth und sagte, derselbe entspränge vorzüglich aus vier Quellen: 1) aus Ge-

burt und Rang, 2) aus Glücksgütern, 3) aus der äußern Gestalt, und endlich 4) aus dem Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit. Hierauf theilte er seine Predigt in vier Theile, und nachdem er die drei ersten erklärt, schloß er mit den Worten: Wir sollten nun auf die Untersuchung des vierten Theils übergehen; doch da sich in dieser christlichen Versammlung wohl Niemand befindet, welcher Ursach' hätte, sich auf seinen Verstand etwas einzubilden, so wäre es unnütz, uns dabei aufzuhalten. Dieser Einfall, der nicht artig genug eingekleidet war, zog dem Dechanten von Partrick den Verlust seiner Stelle zu.

Der Dr. T— ist klüger, er schmeichelt seinen Zuhörern und besonders dem Könige, der ihn erst kurz vor seiner Reise nach Hannover zu seinem Kabinetsprediger ernannte; welches der erste Schritt zu einem Bisthume ist. „Doktor," sagte einst der König zu T—, „Sie haben kein Glück, es will jetzt gar kein Bischof sterben, geht aber der Dechant von Peterborough mit Tode ab, so will ich Ihnen bis auf Weiteres seine Stelle geben." Dr. T— wird also Dechant und ist auf einem sichern Wege, die höchste Stufe der englischen Kirche zu ersteigen. Er ist ein

vortrefflicher Mann und von angenehmem Umgange, aber nie war Jemand zerstreuter. Er vergaß sogar seinen Hochzeittag und wurde erst daran erinnert, als ihm sein Diener ein neues Kleid und die schön gepuderte Perücke brachte. Einst stach ihn eine Mücke an der Wade bis auf's Blut, da bückte sich der Doktor und kratzte die Wade seines Nachbars, welcher, den Mißgriff bemerkend, herzlich für sich darüber lachte.

Ein ander Mal reiste er mit drei Freunden, die eben so zerstreut waren, wie er, von London nach Windsor. Man stritt über philosophische Gegenstände. Als man endlich bemerkte, daß der Kutscher ungewöhnlich langsam fuhr, steckte Demaseaux, der bei der Gesellschaft war, den Kopf aus dem Wagen und rief: „Mais, allons donc!“ Der Kutscher verstand: To London, to London! und antwortete: Yes gentlemen, as you please! Der Streit im Wagen dauerte fort, und die vier zerstreuten Gelehrten bemerkten erst am Schlagbaume vor London, daß ihr Kutscher umgekehrt war und, anstatt sie nach Windsor an eine gedeckte Tafel zu bringen, sie an den Ort zurückgefahren hatte, den sie vor einigen Stunden verließen.

Indem ich Ihnen, lieber Herr von Hagedorn, von der Zerstreutheit Anderer etwas vorerzähle, bin ich in denselben Fehler verfallen und habe nicht bemerkt, wie lang mein Brief geworden ist. Der Ihrige ꝛc.

15.

An meinen Vater in Hamburg.

Hannover, den 2. September 1740.

Ich eile, theurer Vater, Ihnen zu berichten, daß mein Bruder glücklich in Paris angekommen ist. Heute erhielt ich durch einen Kourier Nachricht von ihm. Seine Reise nach Spanien beunruhigte mich; doch kann ich die Wißbegierde, die seinem Alter eigen ist, nicht tadeln und freue mich jetzt um so mehr darüber, da er seinen Plan so glücklich ausgeführt hat. Die Beschreibung, die er mir von seiner Reise, besonders von den Pyrenäen, macht, ist im höchsten

Grade interessant; er wird Ihnen später sein Tagebuch senden. Er besuchte das Kloster des heiligen Ignatius und ließ sich von den Jesuiten in die Gruft, wo ihr Stifter ruht, führen. Man zog einen Vorhang weg, hinter welchem er bei'm Fackelschein das lebensgroße Bild des heiligen Ignatius von Loyola in einem Rahmen erblickte, der von Oben bis Unten mit Diamanten und kostbaren Steinen besetzt war. Von diesem Bilde kann man im eigentlichen Sinne sagen, daß der Rock mehr werth ist, als der Mönch. Der heilige Petrus mußte einen Fisch fangen, ihm den Mund öffnen und einen Stater herausnehmen, um den Zinsgroschen für seinen Meister zu bezahlen, während die Geistlichen unserer Tage, die Jesu am nächsten zu stehen vermeinen, in ihren Gewölben Reichthümer vergraben, die ein Kaiserthum werth sind, um das Bild eines häßlichen Mönchs damit zu schmücken. Seitdem diese weltliche Pracht an der Tagesordnung ist, sind die Zeichen und Wunder verschwunden. Mir würde es mehr Vergnügen machen, den Pabst oder einen andern Geistlichen aus dem Bauche eines Karpfen einen einzigen Heller nehmen, als in den Jesuiten-Klöstern alle Schätze Indiens

und Brasiliens zu sehen, die doch nur das Mark der christlichen Völker sind.

In Straßburg sah mein Bruder eine Seltenheit, glänzender, als alle Brillanten der Erde und alle Stifter geistlicher Orden — den König von Preußen. Ich zweifele, daß man ihn je den Heiligen nennen werde, aber der Große wird er heißen, wenn sonst der Himmel seine Tage fristet. Von Jugend an hatte er den Wunsch, Frankreich und die Nation kennen zu lernen, die in Europa in geistiger Hinsicht am höchsten steht. Er war nach Wesel gereist und wollte zugleich Straßburg und, wo möglich, Paris sehen. Allein, da die Majestät lästig wird, sobald sie die Grenzen des eigenen Landes überschreitet, so nahm der König den Namen eines Grafen von Four, und der Prinz Wilhelm den eines Grafen Schafgotsch an. Das Gefolge war klein und in zwei Wagen vertheilt. Als der König nach Kehl kam, so sagte der Wirth dem Kammerdiener Fredersdorf, daß man sogleich jenseits der Rheinbrücke die Pässe vorzeigen müsse. Fredersdorf setzte hierauf einen Paß auf, ließ den König unterschreiben und drückte das königliche Wappen darunter. Der Wirth, der sich in einem

Nebenzimmer befand, sah mit Erstaunen den König unterschreiben und untersiegeln, und rief hinausgehend dem Kammerdiener zu, daß er nun wisse, daß der König von Preußen bei ihm logire. Läugnen würde unnöthig gewesen sein, deshalb stopfte man dem Wirthe den Mund mit Gold, der auch wirklich nichts verrieth.

In Straßburg stieg der Graf von Foar im heiligen Geist und der Graf Schafgotsch im Raben ab; so hofften sie unerkannt zu bleiben. Sie versahen sich gleich mit französischen Kleidern nach dem neuesten Geschmack und begaben sich Abends auf ein Kaffeehaus, wo der König die Bekanntschaft verschiedener Offiziere machte, die er zu sich zur Abendtafel lud. Sie nahmen es an. Ich habe Ihnen schon erzählt, daß bei Tische Niemand liebenswürdiger ist, als der König. Er war so verbindlich, sein Gespräch so gehaltreich, gefällig und natürlich, daß seine Gäste bald fanden, er habe für einen Deutschen ungemein viel Verstand und spreche vollkommen französisch. Die Abendtafel war höchst belebt, und um ihrem neuen Freunde alle mögliche Aufmerksamkeit zu bezeigen, stellten sich mehrere der Herren am Mor-

gen zur Chokolade ein; ja, Einer war artig genug, sich wieder zum Abend anzumelden, welches der König jedoch unter einem passenden Vorwande ablehnte.

Nach dem Mittagessen ginz er auf den Paradeplatz. Hier, sagt man, wurde er von einem Soldaten der Besatzung, welcher früher in preußischem Dienste gestanden, erkannt und der Marschall von Broglio, Gouverneur von Straßburg, sogleich davon benachrichtigt. So viel ist gewiß, daß sich der König als Graf bei ihm melden ließ und als solcher mit vieler Artigkeit empfangen wurde. Im Gespräch soll aber der Herzog geäußert haben, daß er seinen hohen Gast sehr wohl kenne, und sogar das Wort Majestät ausgesprochen haben. Dies nahm der König natürlich übel auf, denn, war er vom Herzog erkannt, so mußte er auch seinem Range gemäß empfangen werden. Vom Gouverneur ging der König in's französische Theater und kehrte dann nach seinem Gasthof zurück.

Den dritten Tag wußte ganz Straßburg die Ankunft des Königs; der Schneider, der die Kleider gemacht, wollte von Fredersdorf keine Bezahlung annehmen und sich durchaus mit der Ehre begnügen,

für einen so großen Monarchen gearbeitet zu haben. Man machte ihm ein bedeutendes Geschenk und bat ihn, zu schweigen. Der König besah die Citadelle und alle Merkwürdigkeiten Straßburgs. Gegen Abend zündete man Freudenfeuer an, und das Volk rief: **Vive le Roi de Prusse!** Es war an diesem Abende sehr voll im Theater; der ganze Adel hatte sich in Hoffnung, den König erscheinen zu sehen, dahin begeben. Der König aber, der das Aufsehen nicht liebt und vielleicht schon eine Vorempfindung von dem Fieber hatte, welches ihn nachher befiel, beschloß, die Reise nach Paris zu einer gelegeneren Zeit zu machen und nach Wesel zurückzukehren, wohin er am frühen Morgen abreiste. Mir wäre es lieb gewesen, wenn sich der König und die Pariser persönlich kennen gelernt hätten.

In Wesel hatte der König mit dem Bischof von Lüttich wegen der Baronie Herstall Unannehmlichkeiten. Der Bischof war so verwegen, den Obrist Kreyzen, welchen der König an ihn geschickt hatte, gefangen zu setzen; allein der König ließ eine Kompagnie Grenadiere als Exekution in das Bisthum rücken, welche den geistlichen Herrn wohl zur Vernunft ge-

bracht haben wird, denn ich höre, daß der Baron Horion und ein Domherr als Deputirte nach Berlin ernannt sind, um die ärgerliche Sache beizulegen.

Antworten Sie mir bald, theurer Vater, wahrscheinlich bleiben wir nicht lange mehr hier. Sobald der König von England nach London zurückkehrt, reisen wir ab.

16.

An den Herrn von Stüven in Hamburg.

Hannover, den 6. October 1740.

Wir leben seit acht Tagen, wie die Salamander, mitten im Feuer. Der König von England hat seine hannöverische Armee gemustert; die Truppen sind schön und haben nach ihrer Art Gewandtheit in den Kriegsübungen. Seit einigen Wochen waren hier sehr viele Fremde; die Prinzessin von Oranien, die Erbprinzessin von Hessen-Kassel nebst Gemahl und

mehreren andern Herrschaften kamen nach Herrenhausen. Dies machte den Hof sehr glänzend; der König gab seinen hohen Gästen zu Ehren verschiedene Feste, unter andern einen prächtigen Maskenball auf dem grünen Theater zu Herrenhausen. Die Bühne und ein großer Theil des Gartens waren mit bunten Lampen erleuchtet, fast der ganze Hof erschien in weißen Dominos, die beim Schein der Lampen gleich Geistern in den elysäischen Gefilden schwebten. Den Abend speiste man in der Gallerie an drei großen Tafeln; der König war sehr heiter. Nach dem Souper wurde wieder getanzt, und ich kehrte erst um 5 Uhr Morgens, also am hellen Tage, nach Hannover zurück.

Einige Tage nachher hatten wir im Opernhause zu Hannover eine vollständige Redoute; die Versammlung war zahlreich. Der König erschien in türkischer Kleidung, sein Bund war mit einer prachtvollen Agraffe von Diamanten geschmückt. Diese Wahl war für des Königs Persönlichkeit glücklich, sie fiel in die Augen und maskirte vollkommen. Mylady Yarmouth kam als Sultanin; aber Niemand war schöner, als die Prinzessin von Hessen.

Ihre Gestalt ist malerisch, und ihr Gewand von weißem Atlas, mit Blumen besetzt, machte sie zur reizendsten Hebe. Glücklicherweise erkannte man sie, und die Fürstin behauptete, zur Rettung aller Männerherzen, ihre Rechte. Die Prinzessin von Oranien, älteste Tochter des Königs, ist zwar im Aeußern nicht mit jener zu vergleichen, doch rühmt man ihren Verstand. Ihr Herr Vater gab ihr zu Ehren ein Konzert in Herrenhausen, worin sie sich auf dem Flügel hören ließ, den sie mit großer Vollkommenheit spielt. Ihr Aufenthalt war zum allgemeinen Leidwesen nur von kurzer Dauer.

Die Großbrittanische Majestät, welche diesen Sommer oft Fieberanfälle und Augenentzündungen gehabt hat, wird auf Anrathen der Aerzte in Kurzem Herrenhausen mit Hannover vertauschen und bald nachher nach England zurückkehren, um die Ueberfahrt vor dem Anfang der schlechten Jahreszeit zu beseitigen. Truchses und ich haben Befehl, sobald dies geschehen, nach Rheinsberg abzureisen, wo unser König die ersten Wintermonate zubringen will. — Leben Sie wohl, Ihre Briefe erwarte ich in Berlin.

17.

An Seine Königliche Hoheit, den Prinzen Wilhelm in Berlin.

Hannover, den 16. October 1740.

Gnädigster Herr,

Als ich gestern Abend in die Gallerie zu Herrenhausen trat, fand ich lauter verlegene Gesichter und wurde von den Hofleuten mit eisiger Kälte empfangen. Man flüsterte, man that wichtig; ich konnte erst die Ursach' davon nicht erfahren, bis mir endlich der Hessen-Kasselsche Gesandte sagte, es sei eben ein Kourier von Salzthal mit der Nachricht gekommen, daß Eure Königliche Hoheit sich mit der Durchlauchten Prinzessin Luise Amalie von Braunschweig-Wolfenbüttel, Schwester Ihrer Majestät der regierenden Königin, feierlich verlobt hätten, und daß die hohe Vermählung künftigen Winter in Berlin vollzogen werden würde. In der That, gnädigster Herr, wurde ich lebhaft von dieser Nachricht ergriffen. Das glückliche Albion erzieht auch eine Luise, das

höchste Ideal aller Vollkommenheit, die der Wunsch der englischen Nation und, wenn ich nicht irre, der des hochseligen Königs Eurer Königlichen Hoheit bestimmte. Hessen bietet die Prinzessin Marie, die Nichte eines schwedischen Monarchen und der Tochter eines Fürsten, der des Throns werth ist, zur Gemahlin an. Sie ist in diesem Augenblicke hier, und erregt durch Anmuth und geistige Liebenswürdigkeit die Bewunderung des ganzen Hofs. Wir Preußen wurden von den Hannoveranern und den Hessen, so lange die Wahl des muthmaßlichen Erben des preußischen Throns noch nicht bestimmt war, mit höchster Auszeichnung behandelt. Wie ganz anders wird es jetzt sein! — Doch, da ich mein Glück dem Glück Ihrer Königlichen Hoheit gern zum Opfer bringe und Alle, welche die Prinzessin von Braunschweig zu kennen die Ehre haben, überzeugt sind, daß Hochdieselbe allein im Stande ist, Sie, gnädiger Herr, glücklich zu machen, so ergreife ich entzückt die mir von Höchst-Ihnen ertheilte Erlaubniß, meinen unterthänigen Glückwunsch darzubringen. Möge aus Ihrer Königlichen Hoheit Verbindung eine reine Quelle von Zufriedenheit und Glück für das preußische Volk

entspringen, und eine Reihe von Prinzen daraus hervorgehen, Ihnen, gnädigster Herr, ähnlich und durch ihre Tugenden und Vorzüge der Krone werth, wozu sie die Vorsehung bestimmt zu haben scheint. Durch die nahe Abreise Seiner Majestät, des Königs von England, werde ich bald so glücklich werden, nach Berlin zurückzukehren und Eurer Königlichen Hoheit mündlich die Ehrfurcht zu versichern, mit der ich verharre ꝛc.

18.

An den Baron von D— in Hamburg.

Hannover, den 20. October 1740.

Unser gemeinschaftlicher Freund, der Herr von Stüven, Bräutigam meiner Schwester, überraschte mich vor Kurzem sehr angenehm und brachte mir Ihren Brief. Ich war weit entfernt, ihn zu erwarten, denn ich glaubte, er sänge, die Laute in der Hand, zärtliche Lieder unter dem Fenster meiner

Schwester. Ich empfinde die herzlichste Freundschaft für ihn, und dies würde der Fall sein, auch wenn ihn das Schicksal nicht zu meinem Schwager bestimmt hätte. Er geht mit uns nach Berlin, wo wir für ihn sorgen werden.

Sie wollen, liebster O—, daß ich Ihnen den König von England schildere, dem ich täglich aufzuwarten die Ehre habe; dies ist aber nicht hinreichend, um ein richtiges Bild von einem großen Monarchen zu zeichnen. Die Majestät imponirt und verhindert, den König vom Menschen zu unterscheiden; doch will ich einen Versuch machen.

Georg II. ist klein, aber gut gewachsen; seine Haltung ist zierlich, besonders ist sein Fuß schön, und ich möchte sagen, daß er damit kokettirt. Er hat eine gerade und eigenthümliche Haltung, die die Hofleute majestätisch nennen. Auch seine Züge haben etwas Besonderes: die blauen Augen sind hervorstehend, die Nase ist fein, doch der Mund groß und dem zunehmenden Monde nicht unähnlich. Er trägt eine sehr gepuderte Perrücke, aber man sieht es seinen Augenbraunen an, daß sein Haar in's Blonde fällt. Seine Gesichtsfarbe ist gelbbraun, doch zuwei-

len sieht er wohler aus. Die Stirn ist offen, die Umrisse des Gesichts sind regelmäßig. Dies wäre eine äußere Schilderung des Fürsten, von dessen Innern ich Ihnen nur sagen kann, daß ich ihn für einen einsichtsvollen und vollkommen rechtschaffenen Mann halte, der einige kleine Schwachheiten hat, wovon auch die Besten hier auf Erden nicht frei sind. Er hat immer die Wissenschaften geliebt und sich viel mit der Staatskunst beschäftigt. Seine Antworten sind weise und richtig, oft witzig, und ich glaube, daß er nie ein ungehöriges Wort aussprach. Er arbeitet viel und gern, und läßt sich die Regierungsgeschäfte sehr angelegen sein. Wenn er des Morgens erwacht, liest er im Bett alle englische Blätter, die oft manche bittere Kritik über seine Regierung enthalten. Nachdem er aufgestanden, hält er ganz in der Stille sein Gebet, frühstückt, kleidet sich an, liest die Briefe seiner Gesandten und empfängt die vortragenden Minister. Er liebt sein Volk und hält es der Mühe werth, daß ein König sich mit dessen Wohl beschäftige. Er ist gerecht, zuverlässig in seinen Bündnissen, fest im Entschluß und ein treuer Freund derer, die er mit seiner Gnade

beehrt. Die Festigkeit seines Charakters ist vielleicht Ursach', daß er oft die Gerechtigkeit zu streng übt und in seinem Hasse unversöhnlich ist. Sein Verfahren gegen den Prinzen von Wallis, seinen Sohn, und gegen die schottischen Rebellen, beweist es. Er ist sehr stolz, und oft wird dieser Stolz gerade in Augenblicken sichtbar, wo er recht gnädig sein will. Wenn er in königlichem Pomp in's Parlament geht, wenn er den Thron besteigt und die Kronbeamten, welche die königlichen Insignien tragen, ihm zu Füßen liegen, so hat sein Gesicht einen ganz eigenen Ausdruck. Er kann, wenn er dazu veranlaßt wird, sehr heftig werden, und ist durchaus nicht freigebig, selbst nicht gegen seine Familie, und überhaupt vielleicht sparsamer, als es dem Beherrscher zweier Königreiche geziemt. Doch, betrachten wir die großen Eigenschaften dieses Monarchen mit Bewunderung und übergehen wir das, was blos beweist, daß der größte König ein Mensch ist.

Wir werden unverzüglich nach Berlin zurückkehren, worauf ich mich nicht wenig freue. Leben Sie wohl!

19.

An meinen Vater in Hamburg.

Berlin, den 30. November 1740.

Geliebter Vater,

Sie werden aus dem Briefe an meine Mutter ersehen haben, daß ich, sehr zufrieden mit meinem hannöverischen Aufenthalt, nach Rheinsberg zurückgekehrt war, wo ich den König und die Königin mit ihrem Hofstaate, den Markgrafen von Bayreuth nebst Gemahlin, so wie die Markgräfin von Anspach mit einem glänzenden Gefolge fand. Das Schloß und alle Nebengebäude waren so besetzt, daß ich ein Zimmer im Posthause nehmen mußte.

Der König kämpfte schon seit einem Monate mit einem Fieber, welches ihn verstimmte und auf seine Umgebungen denselben Einfluß ausübte. Bei jedem neuen Fieberanfall war Alles im Schloß traurig und still; an den guten Tagen hingegen hielt der König in seinem Zimmer Konzert, zeigte sich öffentlich, speiste Mittags und Abends in seinem Fami-

lienkreise und gab zuweilen einen Ball. Wir haben sogar vor Kurzem im Appartement des Königs Loge gehalten und den Markgrafen von Bayreuth aufgenommen, der ein angenehmer und liebenswürdiger Mann ist.

Der König war Willens, einen Theil des Winters in seiner angenehmen Einsamkeit zuzubringen, um seine Gesundheit wieder herzustellen; doch scheint es anders im Rathe der Dinge beschlossen zu sein. Ein eben so wichtiges, als unerwartetes Ereigniß hat seinen Vorsatz vernichtet, und vielleicht werden wir bald Bedeutendes sehen.

Ich war vor einiger Zeit früh aufgestanden und schrieb einige Briefe, als ich auf einmal stark an die Thür klopfen hörte. Zu meinem Erstaunen traten die Grafen Truchses und Finkenstein, General-Adjudanten des Königs, mit dem Baron Pöllnitz ein. Sie waren in voller Uniform und sahen sehr bestürzt aus. Dieser frühe Besuch befremdete mich um so mehr, da die Post ziemlich abgelegen vom Schlosse ist. Sie sagten mir rasch, der preußische Gesandte in Wien, Herr von Bork, habe seinen Kammerdiener als Kourier mit der Nachricht an den König gesandt,

daß der Kaiser (Karl VI.) am 29. Oktober plötzlich nach dem Genusse von Pilzen gestorben sei. Sie fügten hinzu, der König liege eben im heftigen Fieber, und baten mich, mich geschwind anzukleiden und sie auf's Schloß zu begleiten, um mit ihnen zu berathen, wie dem Könige, dessen von Natur lebhafter Geist vom Fieber auf's Höchste aufgeregt sei, die Ankunft des Kouriers gemeldet werden könne. Die Nachricht war auch mir keineswegs gleichgültig; ich sah im Voraus schon manche Veränderung und nicht ohne Wehmuth, ich gestehe es, das Erlöschen des östreichischen Hauses, welches in 500 Jahren, seit Rudolph von Habsburg, sechzehn deutsche Kaiser hervorgebracht hat, wovon nur noch die Erzherzoginnen Maria Theresia und Mariane als letzte Sprößlinge blieben, ohne daß aus der Vermählung der ersteren mit Franz von Lothringen bis jetzt ein Erbe hervorgegangen wäre. Indem ich mich ankleidete, kam auch Jordan, der noch unruhiger, wie die Andern, war. Wir eilten auf's Schloß. Im vorigen Jahre war Rheinsberg großentheils durch eine Feuersbrunst verheert worden; wir gingen über den Markt, wo noch Vieles unaufgebaut lag. „Ehe wir einen

neuen Kaiser bekommen," rief Finkenstein aus, „wird man noch manchen Hut ohne Kopf und manche Stadt, wie diese hier, sehen!*)" Unter ähnlichen Aeußerungen kamen wir in das Vorzimmer des Königs, wo wir den Prinzen Wilhelm, den Kammerdiener Fredersdorf und den Kourier fanden. Man kam überein, dem Könige die Nachricht nicht eher zu melden, als bis das Fieber vorüber sei, und eine Stunde nachher ging Fredersdorf zu ihm hinein, um ihn vorzubereiten. Der König zeigte äußerlich nichts von dem, was er empfand, doch empfand er wahrscheinlich viel, denn er stand auf, ließ sogleich den Staatssekretär Eichel rufen und befahl ihm, den Marschall von Schwerin und den Herrn von Podewils, Minister des Auswärtigen, unverzüglich zu ihm nach Rheinsberg zu beordern. Sie kamen auf der Stelle, und hatten eine lange und geheime Audienz. Friedrich scheint der Krankheit gebieten zu können, das Fieber verlor sich, nachdem er nur noch zwei leichte Anfälle gehabt hatte. Er ließ uns sagen, er

*) Finkenstein war einer der ersten, der bei Mollwitz, den Degen in der Hand, unter den Augen des Königs den Tod fand.

werde nach Berlin zurückkehren, wir möchten uns zur Abreise bereit halten. Vierzehn Tage nach dem Empfang der Todesnachricht brachen wir von Rheinsberg auf, übernachteten in Oranienburg und kamen Tags darauf in Berlin an.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß kurz nach unserer Ankunft Truchses zum Oberhofmeister des Prinzen Wilhelm ernannt worden ist. Vermöge dieses Amts muß er auf dem Schlosse wohnen, und ich bin von ihm getrennt. Ich habe mir eine freundliche Wohnung gemiethet und werde ruhig abwarten, was der König über mich bestimmt; doch hoffe ich nicht lange unthätig zu bleiben, denn überall bemerkt man große Bewegung, und so wird sich doch auch wohl mir eine Laufbahn in den Staatsgeschäften eröffnen. Die Regimenter werden alle auf den Feldetat gesetzt, zu Frankfurt a. d. Oder und Krossen legt man Magazine an, die Artillerie wird vermehrt, und der König versammelt seine Generalität oft um sich.

Von Allem, was mich betrifft, mein guter Vater, werde ich Ihnen oft umständliche Nachricht geben, doch nicht von Staatsangelegenheiten. Vor Allem Treue meinem Könige! — Ich weiß, Sie

denken darüber ganz so, wie ich; möchten Sie mir dies nur bald schriftlich sagen und nicht unaufhörlich von dem unseligen Podagra gequält werden!

20.

An meine älteste Schwester in Hamburg.

Berlin, den 15. Dezember 1740.

Ich habe Deinen künftigen Mann, liebe Schwester, dem Markgrafen von Bayreuth vorgestellt, dem er so gefiel, daß er ihn sogleich in seine Dienste und mit an seinen Hof nehmen will. So bin ich denn Ursach', daß Du Deinen Familienkreis verlassen mußt, allein ich glaube Dir dadurch einen Dienst zu erweisen. Gute und liebenswürdige Menschen machen auf dem Erdenrund nur eine Familie aus, und finden ihr Vaterland überall. Wenn Du erst das Land, welches Deinem Stüven zum Wohnort dienen wird, und

seine dortigen Verhältnisse kennen gelernt hast, so wirst Du es mir Dank wissen, daß ich mich in Dein Schicksal mischte.

Ich komme mir jetzt wie ein Ball vor, den sich die Könige von Preußen und England abwechselnd zuwerfen. Ich war gestern in einer der Assembleen, wo man im Domino, doch ohne Maske erscheint. Die Königin und ihr Hofstaat waren gegenwärtig, der König kam um 8 Uhr. So wie er den englischen Minister, Herrn von Guydekins, sah, führte er ihn an ein Fenster und unterhielt sich über eine Stunde mit ihm. Von Zeit zu Zeit blickte ich verstohlen hin und sah, daß das Gespräch höchst lebhaft war. Einen Augenblick darauf, als ich eben die Gräfin Arnim zum Tanz führen wollte, zupfte mich Jemand am Domino; ich sah mich um und bemerkte mit Erstaunen den König, der mich bei Seite zog. „Nun, Bielfeld," sagte er, „sind Sie reisefertig *)?" — „Ich bin es immer zum Dienste Ihrer Majestät." — „Gut, Sie müssen übermorgen mit dem Grafen

---

*) „Eh bien, mon cher Bielfeld, Vos bottes sont-elles graissées?" Friedrichs eigene Worte.

Truchses nach England reisen. Suchen Sie Podewils auf, der Ihnen das Weitere sagen wird, und kommen Sie dann nach Charlottenburg, wo ich einige Tage bleiben und Ihnen die näheren Befehle geben werde." — Dies wurde in der größten Geschwindigkeit gesprochen. Gleich darauf verließ der König das Zimmer, ich aber kehrte zur Gräfin zurück, die sich mein plötzliches Verschwinden nicht hatte erklären können und über das, was ich ihr mittheilte, so erstaunt war, wie ich. Ich eilte nach Hause, um zu der weiten Reise Anstalt zu machen. Ich schlief wenig, und flog den andern Tag zu Truchses und dem Minister von Podewils. Dieser sagte mir, der Herr von Guydekins habe im Namen seines Herrn darum gebeten, den Grafen Truchses und mich nach England zu schicken, um zu unterhandeln, wie man einem nahen Kriege zuvorkommen oder seine Fortschritte verhindern könne. Er setzte hinzu, der König habe mich bereits zum Legationsrath ernannt, man arbeite an unsern Instruktionen, und ich solle mich jeden Augenblick zur Abreise fertig halten. — Ich muß gehorchen, obgleich ich gestehe, daß die Eil', mit der Alles betrieben wird, die rauhe Jahreszeit, die gräß-

lichen Wege bis Holland, die Fahrt über das Meer und endlich die Schwierigkeiten der Unterhandlung, mich keineswegs unbesorgt lassen.

Du kannst Dir wohl denken, liebe Schwester, daß ich eigentlich nicht recht weiß, wo mir der Kopf steht. Die Sorge für mein Gepäck ist den Bedienten gänzlich überlassen. Bei dem Könige habe ich mich schon in Charlottenburg beurlaubt, jetzt verkehre ich noch so viel, als möglich, mit den Ministern. Theile dies Alles unsern Eltern mit. Vom Haag aus sollt Ihr wieder von mir hören; Eure Antwort sendet nur geradezu nach London.

Unsere Armee macht sich, wie Ihr aus den Zeitungen ersehen haben werdet, von allen Seiten marschfertig. Die Berliner Regimenter habe ich größtentheils ausrücken sehen. Man kann sich nichts Kräftigeres und Imposanteres denken, als diese Leute; es wäre Schade, wenn ein Theil davon hingeopfert würde. Der Krieg ist ihnen größtentheils noch etwas Neues. Als der Befehl zum Aufbruche der Armee kam, kratzte sich ein alter Hauptmann, der seit dem nordischen Kriege nicht aus seiner Garnison gekommen war, hinter den Ohren und rief: „Schon wie-

der marschiren!" — Ich gestehe, daß ich neugierig bin, wie sich unsere Armee halten wird, wenn es zu etwas Ernstlichem kommen sollte. Fast alle unsere Soldaten sind mit Gewalt oder List angeworben, und die wenigsten haben Pulver gerochen; doch hoffe ich, daß gute Kriegszucht und Waffenübung das Ihrige thun und den Mangel an Erfahrung ersetzen werden.

Dein Bruder rc.

21.

An Seine Exzellenz den Herrn von Podewils, Königl. Staatsminister in Berlin.

London, den 6. Januar 1741.

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

Nie ist eine Reise widerwärtiger und beschwerlicher gewesen, als die unsrige. Kaum hatten wir

die Thore Berlins hinter uns, als ein anhaltender Regen fiel, der die Zweige der Bäume krystallisirte. Der Anblick war schön, aber das Ereigniß gefährlich. Die Aeste der Weiden waren durch die Last bis auf die Erde gedrückt; die Eichen, Buchen und Tannen hingegen, deren Holz hart und spröde ist, brachen über uns mit solchem Geprassel zusammen, daß auch der unerschrockendste Reisende etwas bang werden mußte. In den Wäldern, durch die wir fuhren, sahen wir beständig rechts und links große Aeste herabstürzen, die uns bestimmt erschlagen hätten, wenn unser Wagen davon getroffen worden wäre. Wir empfahlen uns unserm guten Geschick und setzten unsern Weg bis Gardelegen an der Elbe fort, wo wir anhalten mußten, theils, um uns selbst zu erholen, theils, um unsern armen Dienern einige Ruhe zu gönnen, die von Kopf bis zu Füßen mit Eis überzogen waren. Menschenliebe sowohl, als die Ueberlegung, wie sehr wir ihrer Dienste bedurften, veranlaßten uns, über ihren Sitz eine mit Wachstuch überzogene Friesdecke ausspannen zu lassen, wodurch sie gegen das gräßliche Wetter geschützt wurden. Nicht weit vom Dorfe Steimke, 5 Meilen von Han-

nover, fanden wir die Ocker gänzlich ausgetreten. So weit das Auge reichte, war alles Land überschwemmt und mit Eis bedeckt, welches den Weg zu sehen verhinderte und den Pferden, die es durchtraten, die Füße zerschnitt. An einem Orte war das Wasser so hoch, daß es durch die Kutschenfenster eindrang. Wir glaubten in dieser Sündfluth unterzugehen, doch, da wir nach vieler Mühe eine Anhöhe erreicht hatten, ließen wir anhalten, um uns umzusehen, und bemerkten, daß wir nur auf drei- oder viertausend Schritte vom Dorfe waren. Diese Entdeckung richtete unsern Muth auf. Wir ließen zwei Pferde abspannen; der Graf Truchses bestieg das eine und nahm die Kasse vor sich; ich nahm das andere und das Portefeuille mit unsern Papieren. Auf diese Art kamen wir, halb reitend, halb schwimmend, unter der unaufhörlichen Eskorte von Eisschollen bis an das Dorf, welches so unter Wasser stand, daß sich die Einwohner in's zweite Stockwerk oder auf die Kornböden hatten retten müssen. Der Prediger des Orts empfing uns sehr anständig, nahm uns in seine Wohnung und räumte uns zwei ganz erträgliche Stuben ein. Durch Geld und gute Worte vermoch-

ten wir die Bauern, unsern Wagen herbeizuschaffen, welches auch endlich gelang. Aber es war nicht daran zu denken, auch nur einen Schritt weiter zu fahren. Alle Brücken standen unter Wasser und waren zum Theil weggerissen. Wir blieben also zwei Tage und zwei Nächte bei unserm Prediger, der ein sehr jovialer Mann war. Unser Koch zeigte, ungeachtet der schlechten Herberge, seine Geschicklichkeit, und da wir außerdem mit Wein versehen waren, so hielten wir es aus Dankbarkeit für unsere Pflicht, unserm guten Pfarrer ein Räuschchen zuzutrinken, der sich auch sehr gern in sein Schicksal zu finden schien.

Unser Unstern war bis nach Hannover erschollen, und so sahen wir denn am dritten Tage den Drost Bothmer, den Seine Exzellenz von Münchhausen uns schickte, mit hundert Bauern ankommen, welche einen Theil des Wassers abgeleitet und die Brücken so hergestellt hatten, daß wir noch am Abend in Hannover anlangten. Wir wurden von den Behörden mit größt.r Artigkeit empfangen und mit Allem, was zur Fortsetzung unserer Reise nöthig war, unterstützt. Unsere Wagen wurden ausgebessert, man versah uns mit Lebensmitteln und Wein, und da der Graf

Truchses eilig nach Herford wollte, brachen wir am folgenden Tage auf. Ich glaubte nun alles Beschwerliche überstanden zu haben, bemerkte aber bald, daß uns in Westphalen noch hundert Mal Schlimmeres erwartete. Wir konnten nicht einmal in einem Tage Minden erreichen, obgleich es nur fünf Meilen von Hannover ist, und blieben mitten in der Nacht, eine Meile von der Stadt, im Kothe stecken. Es fror, daß die Steine krachten, und unser Fuhrwerk stand bald fest und unbeweglich, wie ein Fels. Wir konnten uns kaum der entsetzlichen Kälte erwehren, und unsere Leute unterlagen ihr gänzlich. Die Postillone mußten Hülfe von Minden holen, die endlich kam, worauf wir um 3 Uhr Morgens unsern Einzug in die Stadt hielten. Um 6 Uhr reisten wir weiter und hatten noch zwei Meilen bis Herford. Zwölf Postpferde waren vor jedem Wagen, und wenigstens zwölf Bauern gingen daneben. Doch waren die Wege von der Art, daß wir alle Augenblicke im Morast stecken zu bleiben fürchten mußten und um Mittag nur eine Meile zurückgelegt hatten. Dies brachte den Grafen aus aller Fassung; er setzte sich zu Pferde und wollte mit Gefahr, den Hals zu

brechen, auf diese Weise den Rest des Weges zurücklegen. Mir überließ er es, ihm so gut, als möglich, nachzukommen, denn er glaubte nicht, mich vor dem andern Morgen wiederzusehen. Er war mit Menschen und Pferden sehr hart umgegangen, ich versuchte es anders. Wir waren gerade an einer Schmiede. Ich bewirthete die Bauern mit Branntwein und ließ den Pferden Heu vorwerfen. Man machte Wagen und Stränge zurecht, schmierte die Räder, und durch freundliches Zureden brachte ich es dahin, daß mich der Graf zu seinem Erstaunen eine Stunde nach ihm in Herford ankommen sah. Man gab mir in der Abtei ein schönes Zimmer, und sobald ich mich umgekleidet hatte, wurde ich der Markgräfin Philippine, Schwester des alten Fürsten von Dessau und Aebtissin des Kapitels, vorgestellt. Sie war geschmückt, wie ein Altar; überall Diamanten und prächtige Spitzen. Ihr Kleid, von reichem Stoffe, war dunkelblau, mit Goldblumen durchwirkt. Durch all' diesen Prunk schimmerten die Reste verblühter Schönheit, wie ein letzter schwacher Glanz der Abendsonne; doch das Hohe, Edle, Geistigschöne, das die Zeit nicht zu zerstören vermag, verbunden mit

dem Firniß der großen Welt, war nicht zu verkennen. Ihr Geschmack hatte Mittel gefunden, das Mauerwerk einer alten Abtei in einen prächtigen, mit schönen und bequemen Zimmern geschmückten Palast zu verwandeln. Die Tapeten ihres Audienzsaales waren von karmoisin Damast, der Thronhimmel ihres Fauteuils war von demselben Zeuge, mit breiten silbernen Borten besetzt, und alles Geräth aus gediegenem Silber. Vor der Stadt hatte sie einen reizenden Garten mit einer Einsiedelei. Es fehlt diesem kleinen Hofe durchaus nichts, und sowohl die Stiftsdamen, als die Offiziere vom Regiment des Prinzen Dietrich von Anhalt, welches in Herford in Garnison steht, und worunter es viele recht liebe Leute giebt, machen den kleinen Hof, man könnte sagen, glänzend. Wir wurden wie Prinzen empfangen. Wenn man einen Begleiter, wie den Grafen Truchses, hat, kann es an einer guten Aufnahme nicht fehlen. Wir blieben drei Tage, worauf wir, dem Schicksal aller Reisenden gemäß, wieder zum Stabe greifen und uns von unserer gnädigen Wirthin beurlauben mußten. Wir reisten nach der Mittagstafel ab und kamen Nachts in Bielefeld an;

doch das Unglück, das mich verfolgte, wollte, daß der zweite Wagen, worin der Sekretär Schüler saß, umwarf. Es nahm Niemand Schaden, ich aber hatte das Mißgeschick, daß einer meiner Koffer, welcher fünf reiche Kleider enthielt, in einen Graben fiel, und daß diese, als der Wagen nach Bielefeld kam, gänzlich verdorben waren. Meine Bedienten beschäftigten sich die ganze Nacht mit dem Trocknen derselben, bis wir Tags darauf unsere Reise nach Lippstadt fortsetzten, wo uns der Oberburgemeister herrlich bewirthete. Zwischen Lippstadt und Hamm bekam ich einen heftigen Fieberanfall, mit Kopfweh und unbeschreiblichen Schmerzen des ganzen Körpers. Ich mußte mich sogleich niederlegen und fiel in solche Hitze, begleitet von Phantasien, daß der herbeigerufene Arzt ein hitziges Fieber fürchtete. Der Graf Truchses, der durchaus nach Wesel mußte, ließ mich mit einigen Leuten zurück. Die gute Pflege und ärztliche Hülfe thaten mir indeß so wohl, daß ich mich bald besserte und dem Grafen schon den andern Tag folgen konnte. Ich setzte mich im Schlafrock in den Wagen, hüllte mich in Kissen und Pelze, und kam in diesem Aufzuge nach zwei Tagen ziemlich ge-

nesen in Wesel an. Es war Mitternacht; man öffnete mir die Thore und führ e mich zum General B—, wo ich ein Zimmer bereit fand. Die Freude, mich in Wesel zu befinden, und die schönen Augen des Fräulein von — beschleunigten meine Genesung.

Die Wege von Wesel nach Holland gestatteten das Weiterreisen durchaus nicht; der Rhein war überall ausgetreten. Der französische Gesandte, Graf Beauveau, hätte, von Berlin zurückkommend, hier beinahe das Leben verloren. Die Postmeister berichteten uns dies, und Jedermann rieth, uns auf dem Rhein einzuschiffen. Wir mietheten ein großes Schiff nach Rotterdam, doch schien es, als folge uns das Unglück auf dem Fuße. Es erhob sich ein so heftiger Sturm, daß wir nach vieler Mühe und tausend Gefahren bei Arnheim landen mußten. Der General Hoeft von Oyen, Kommandant von Seiten der Generalstaaten, empfing uns mit größter Artigkeit; er verschaffte uns eine bequeme Wohnung, gab uns eine Ehrenwache, rechnete mit unserm Wirthe und besorgte uns ein Fuhrwerk, welches uns auf die angenehmste Art von der Welt nach Utrecht brachte. Hier stiegen wir in das Boot, das den Abend nach

dem Haag abgeht; man bereitete unsere Betten in der Kajüte und setzte uns am andern Morgen an's Land. Unser Minister von Raasfeld schickte uns seinen Wagen und wies uns in seinem Palast, der alte Hof genannt, Zimmer an. Wir empfingen den Besuch aller fremder Minister, besonders überhäuften uns der Marquis von Fénélon, Herr Trevor, der Graf Golloffin und der Baron von Spörker mit Artigkeit. Wir hatten auch Unterredungen mit den Ministern der Republik, deren Tendenz Eure Exzellenz aus den Berichten an den König ersehen haben werden. — Wir hatten unterwegs viel Zeit verloren und mußten jetzt so viel, als möglich, eilen; deshalb hielten wir uns im Haag nur kurze Zeit auf und gingen dann nach Rotterdam. Unser Gepäck wurde auf das sogenannte Frachtschiff gebracht, wir aber nahmen den Weg in einer Jacht nach Helvoetluys. Der englische Agent, Mr. Wolters, begleitete uns dahin. In Helvoetluys sollte gerade das Paketboot auslaufen; um 5 Uhr Abends gingen wir an Bord desselben. Der Wind war nicht ungünstig, doch ward ich so seekrank, daß ich das Bett nicht verlassen konnte. Der Graf Truchses war noch kränker,

als ich. Ich schlief indeß um Mitternacht ein, und mit Tagesanbruch trat ein Schiffsjunge mit der Nachricht in die Kajüte, daß man Land sehe. Ich sprang aus dem Bette, um das Verdeck zu besteigen, wo ich in der That die Thürme von Harwich erblickte, in welcher Stadt wir nach zwei Stunden ankamen. Die Ueberfahrt war glücklich gewesen und hatte uns für die früher erduldeten Widerwärtigkeiten entschädigt. Wir hatten uns sehr vor der See gefürchtet und waren ganz glücklich, sie im Rücken zu haben. Das hohe und schöne Ufer der englischen Küste, die Reinlichkeit, die in Harwich und sogar in unserm Gasthofe herrschte, die aufmerksame Bedienung, der Ueberfluß seltener Leckerbissen und die Geschicklichkeit, dieselben zu bereiten: alles Dies stimmte uns sehr heiter und machte den Wunsch des Grafen, recht bald die Hauptstadt eines so schönen Landes zu sehen, nur noch lebhafter. Die vortrefflichen Landstraßen entzückten uns, und mit Freuden bezahlten wir an jedem Schlagbaume den mäßigen Zoll, indem wir uns nicht enthalten konnten, auf unsere Landsleute zu schelten, die in ihren schönsten Ländern und auf den besuchtesten Straßen solche abscheuliche

Wege dulden, wie die, welche wir eben zurückgelegt hatten. Wir trafen endlich glücklich in London ein, wo wir von unserm Minister sehr artig empfangen wurden. Auch er hatte für Alles gesorgt; wir wohnen herrlich, und sind mit Pferden und Wagen versehen, welches ein wichtiger, aber auch sehr theurer Artikel in London ist.

Wir stoßen hier auf manche Schwierigkeit und haben viel zu thun. Euer Exzellenz werden aus unsern Berichten ersehen, ob wir unsern erhaltenen Befehlen nachkamen. In meinen müßigen Stunden werde ich nicht ermangeln, dem Willen Eurer Exzellenz eingedenk, von meinem Privatleben Nachricht zu geben; bis dahin 2c.

22.

An den Baron von K— in Berlin*).

London, den 20. Januar 1741.

Nein, mein Freund, glauben Sie ja nicht, daß die ganze englische Nation in ihrer Denkungsart und Sitte gewissen albernen Engländern gleicht, die Sie auf Ihren Reisen kennen lernten, oder dem läppischen Hufschmiede zu Potsdam, dessen abgeschmackte Possen wir so oft belachten. Alles, was ich hier höre und sehe, beweist mir das Gegentheil. Diese glückliche Insel ist das Land der Vernunft. Diese herrscht in der Regierungsform, in allen großen von der Nation gemachten Einrichtungen, im Handelsverkehr, in der Gelehrsamkeit und im eigentlichen Charakter des Volks. Ich läugne nicht, daß die meisten Engländer etwas Sonderbares haben; aber der Geschmack, den sie am Reisen finden, und die Nähe Frankreichs zieht beinahe alle Lords und andere Vornehme eine Zeit=

*) S. den sechsten und zehnten Brief.

lang nach Paris, wo sie sich die französischen Sitten aneignen. Unter der Volksklasse, den Künstlern und sogar einigen großen Kaufleuten der City, hat sich noch die altenglische Sitte erhalten, doch im Ganzen genommen, gleichen sich alle gebildete Bewohner Europas. Der Gentleman richtet seinen Anzug, Hausrath, seine Tafel und seinen Keller ganz auf französischen Fuß ein. Ich lese jetzt die Briefe des Abbé Leblanc über England; sie sind gut geschrieben und nicht ohne Witz, ich begreife aber nicht, in welcher Gesellschaft der gute Abbé in London lebte, oder mit welchem Auge er die Dinge sah. Seine meisten Bemerkungen sind falsch. So findet er z. B. die englischen Gärten klein und vergleicht sie mit Schachbrettern. Er war vielleicht in einem Apothekergarten, wo er nichts als kleine, aus Buchsbaum geschnittene Pyramiden und Figuren sah. Ich, meines Theils, glaube — und wahrscheinlich stimmen alle Reisende mit mir überein — daß es im ganzen Europa keine großartigere Gärten, als die englischen Parks, giebt. Ganze Felder werden dazu genommen, und mit Alleen und Wegen durchschnitten. Bei meinem ersten Aufenthalt in England — es war zur Zeit des

Pferderennens, also mitten im Sommer — machte ich einen Abstecher nach der Grafschaft York. Die Unzahl von prächtigen Gärten und Landhäusern, die ich auf dem Wege und in der Grafschaft selbst sah, erregte mein höchstes Erstaunen. Der schönste unter den Gärten gehörte einem Herrn Aislabey, er ist unter dem Namen Studleypark bekannt. Der Besitzer hatte im Jahre 1720 durch Aktien der ostindischen Kompagnie ein beträchtliches Vermögen erworben. Er setzte seine Papiere zur rechten Zeit um, und da sein Landgut am Meere sehr günstig liegt, so nahm er sich vor, daselbst einen Garten anzulegen, der seines Namens Gedächtniß stiften sollte. Zu diesem Zweck ließ er einen ziemlich hohen Berg in der Mitte durchstechen. Durch diese wahrhaft römische Idee gewann er einen großen und hochgelegenen Landstrich, der von beiden Seiten von Anhöhen begrenzt war. Mitten auf der Fläche grub man einen breiten Kanal, dessen Wasser durch Schleusen aus einem Bassin in das andere fällt. Die breiten Ufer sind mit vier Reihen Linden besetzt, und ihr herrlicher Rasen bietet die reizendsten Spaziergänge dar. Von jedem Punkt der Allee sieht man die Hügel. Diese sind

mit Bäumen bepflanzt, doch ohne Zwang, und nirgends ahnt man die Kunst in diesem Paradiese. Eichen, Buchen, Fichten und jede Strauchart wachsen zwanglos untereinander. Wege schlängeln sich bald bergauf, bald bergunter, und unerwartet sieht man überall Lauben, Grotten, Statuen und Tempel. Hier und da hört man das Plätschern von Wasserfällen, die sich von der Anhöhe schäumend auf tiefliegende Felsstücke gießen und dann dem Auge entschwinden. Am äußersten Ende des Gartens erblickt man das weite, unbegrenzte Meer, mit seinen nach Osten und Süden eilenden Schiffen. Nichts gleicht diesem Schauspiele, besonders bei dem Auf- und Untergange der Sonne. Zu dem Mansionhouse, das am Eingange des Gartens steht, gelangt man durch einen schönen Thiergarten, wo es alle Arten von Rothwild giebt. Ich gebe zu, daß nicht alle englischen Gartenanlagen dieser ähnlich sind, aber wie könnte man das französische Geschnörkel damit vergleichen? Die Engländer meinen, ein Garten müsse an eine heitere Landschaft und nicht an einen Konfektaufsatz erinnern. Aus diesem Grunde halten sie ihre Bäume und Hecken nicht sklavisch unter der Scheere,

und legen überall den feinsten grünen Rasen und Springwasser an, die doch schwerlich mit einem Schachbrette zu vergleichen sind.

Von solchen Fehlern wimmelt das Werk unsers guten Leblanc. Man muß von aller Partheilichkeit frei und mit der vornehmen Welt in Verkehr sein, wenn man den Charakter einer ganzen Nation schildern will, denn dem Leser liegt gewöhnlich wenig daran, blos das Treiben der niedern Klasse zu kennen, das jedem Reisenden offen vor Augen liegt. Ich, mein Freund, kann Ihnen noch keine kurzgefaßte Beschreibung von England machen; unser Gepäck, das wir in Rotterdam auf ein Frachtschiff gaben, schwebt noch auf den Wellen, und dies ist uns um so unangenehmer, da wir uns in Ermangelung der Garderobe nirgends öffentlich zeigen können. Ich muß mir neue Kleider machen lassen, da die meinigen zwischen Herford und Bielefeld durch das Wasser verdorben wurden. Den Tag nach unserer Ankunft wurden wir vom französischen Gesandten, dem Herrn von Büssy, zum Dreikönigsschmause eingeladen, und da er unsere Verlegenheit erfahren hatte, ließ er Truchses alle seine Kleider und Wäsche anbieten.

Daß der Graf Büssy sehr klein ist und Truchses eine Länge von sechs Fuß hat, schien als Nebensache betrachtet worden zu sein. Wir lachten herzlich über den Einfall und gingen in Reisekleidern an den Hof der heiligen drei Könige. Da sie Morgenländer sind, so machten sie nicht viel Aufhebens darüber, und ihr Fest wurde mit einer Heiterkeit begangen, wie sie selten unter Gallakleidern wohnt. Büssy ist ein höchst angenehmer Mann, der hier die wichtigsten Geschäfte gleichsam im Scherz betreibt. Englands und Frankreichs Interessen stehen sich oft schroff entgegen, und die Großbrittanische Majestät redet den französischen Minister nicht immer allzugnädig an, doch verwandelt sich des Königs finstere Stirn oft durch des Ministers Witz und Laune in eine heitere. Wir haben hier noch den östreichischen Gesandten, Graf Ostein; den portugiesischen, Marquis Caravalho; den sardinischen, Baron Solenthal; den polnischen, von Ueterodt; den holländischen, von Hop; den bairischen, Herr von Haßlang, und noch viele fremde Minisser angetroffen, welche nicht nur ihre Posten trefflich ausfüllen, sondern auch durch ihren Umgang die Reize der Geselligkeit erhöhen.

Ein ander Mal mehr, mein lieber Baron, von Ihrem ꝛc.

23.

An Denselben.

London, den 7. Februar 1740.

Ich fange an, mein Freund, mich in London umzusehen. Wir haben Audienz beim König gehabt; ich gehe oft an den Hof und suche in vornehmen Häusern bekannt zu werden. Der Hof ist hier der Sitz der Langenweile. Der alte St. James-Palast ist verfallen, räucherig und so schmutzig, daß er allein schon melankolische Gedanken erregt. Ein Haufe englischer Schweizer, die sogenannten **Yeomen of the guard**, oder spottweise **Roastbeafeaters** genannt, haben im Vorflur den Dienst, wovon die Hauptobliegenheit ist, sich in eine Reihe zu stellen und mit der Hellebarde auf den Boden zu stampfen, sobald ein Fremder oder Jemand von Stande eintritt, welches

ihnen zum neuen Jahre einige Geschenke einträgt. Sie sehen in ihren von Kopf bis zu Fuß rothen Kleidern den Krebsen nicht unähnlich, und ihre vierschrötige Gestalt beweist, daß sie ihren Beinamen mit Recht tragen. — Seit dem Tode der Königin Karoline hat der König nie öffentliche Tafel gehalten, er speist Mittags und Abends allein in seinem Zimmer. Der Prinz und die Prinzessin von Wallis und ihre Kinder wohnen nicht am Hofe, noch erscheinen sie dort. Der Herzog von Cumberland und die Prinzessinnen Amalie, Karoline und Luise speisen ebenfalls allein, ohne je Jemand zur Tafel zu ziehen oder Zuschauer in ihre Zimmer zu lassen. Diese Eingezogenheit macht, daß man am Hofe nichts vom Hofe merkt. Den König und die königliche Familie sieht man nirgends, als beim Gottesdienste in der Kapelle, und vielleicht wöchentlich zwei oder drei Mal im Audienzsaal, wo der König die Aufwartung der Gesandten und der Großen des Landes annimmt. Gegen acht Uhr Abends setzen sich die Prinzessinnen an den Spieltisch. Wenn man will, kann man sie spielen sehen, aber nur aus der Ferne, denn die Tische stehen in einem besondern Zimmer, dessen Schwelle

man nicht überschreiten darf. Dies gewährt kein besonderes Vergnügen, und ich sehe nicht, daß sich Jemand dazu drängt. Von einer Einladung zur Tafel ist gar nicht die Rede, und ich glaube nicht, daß außer dem Hofpersonale daselbst irgend Einer seit vielen Jahren einen Bissen genossen hat. Festtage sind ganz verbannt; man feiert blos den Geburtstag des Königs, welcher den 10ten November ist. Allein in dem Grade, wie der Hof todt ist, ist die Stadt lebendig. Sie wissen, wie volkreich London ist, außerdem locken die Winterlustbarkeiten und die Parlamentsversammlungen Alles dahin, was gewöhnlich auf dem Lande lebt, und man kann sagen, daß ganz England in seine Hauptstadt einzieht. Man sieht auf der Straße Tausende von Kutschen, doch sind sie meist sehr häßlich. Ihre Form gleicht unsern deutschen Schuhflickerbuden. Die Häuser der Vornehmen und Reichen haben ebenfalls kein äußeres Ansehen, und sind vom Kohlendampf geschwärzt; im Innern aber ist Alles anders. Sie sind zierlich, nett und geschmackvoll, höchst bequem und sogar prächtig. Jedes Hausgeräth ist in seiner Art vollkommen. Was ich eben vom Aeußern der Häuser sagte, ist nicht im Gering-

sten von den Palästen zu verstehen, die sich auf den Hauptplätzen befinden, und die von dem berühmten Innigo Jones, dem Ritter von Brough und Andern aufgeführt worden sind. Die Tafel ist beinahe überall nach französischer Art eingerichtet, und nie trank man hier mehr Champagner und Burgunder, als seitdem die Abgaben darauf erhöht sind.

Ich bin im Hause des Herzogs von Richmond bekannt geworden; es ist eins der ersten Europas, und steht dem Adel und jedem Fremden, der kein Glücksritter ist, stets offen. Der Herzog, ein schöner Mann, macht den freundlichsten Wirth, und seine Tochter, Lady Karoline Vitz-Royal, gilt für die erste Schönheit in England. Ich wage nicht, sie Ihnen zu schildern, Sie möchten glauben, ich habe mein Auge zu ernstlich auf sie gerichtet. Aber so hoch versteige ich mich nicht, ich begnüge mich blos damit, recht oft auf ihre Gesundheit zu trinken.

Empfehlen Sie mich doch der Generalin F—, und sagen Sie ihr meinen besten Dank für das Schreiben, welches sie mir an ihren Onkel, den General St. Hippolit mitgab, der mich auf's Gütigste aufgenommen hat.

Als ich im Jahre 1736 in London war, fand ich zwei italienische Opern; an der Spitze der einen stand Händel; er hatte mit einem furchtbaren Gegner, Herrn Heidegger, zu kämpfen, und aus diesem Wettkampf ging viel Vollkommnes hervor und machte London zur Heimath der Töne. Jetzt ist es anders. Euterpe scheint sich nicht mehr im glücklichen Albion zu gefallen, und es ist uns nichts geblieben, als zuweilen ein Oratorium oder eine andere geistliche Musik, von Händel dirigirt.

Das Schauspiel ist besser besorgt. Ein Theater in Common-Garden und ein andres in Drury-Lane bemühen sich um die Wette, uns zu unterhalten. Als ich das erste Mal ein englisches Trauerspiel sah, erschienen mir alle Bewegungen der Schauspieler seltsam und unnatürlich, und ihre Sprache klang mir wie ein ohrenzerreißendes Geheul. Jetzt hingegen, obgleich ihre Deklamation mir immer noch etwas übertrieben vorkommt, finde ich doch zuweilen viel Wahrheit darin und begreife, welchen Eindruck ihre Tragödie auf das Gemüth machen kann. Ich wünsche blos, die Schauspieler möchten ihren Ton ein wenig ändern und jene Monotonie daraus verbannen, an

welche ich mich nie werde gewöhnen können. Das Lustspiel ist köstlich. Lebhaftigkeit und Heiterkeit, fern von allem Regelzwange, beleben es. Die Anzüge sind geschmackvoll, und die Bemühung der Direktoren, etwas recht Gutes zu leisten, ist nicht zu verkennen. In Common-Garden haben wir eine junge Hebe, die in den Bewegungen eine Terpsichore, an Schönheit eine Venus ist. Es ist eine Italienerin, Demoiselle Barberini, welche sich erst seit Kurzem hier aufhält. Ich schweige über sie, denn wer könnte sie schildern. Ich hüte mich, mich ihr zu nähern, denn ich fühle, sie könnte meinem Herzen gefährlich werden. Sie ist sowohl für das ernste, als für das komische Fach engagirt. In Drury-Lane zeichnen sich Herr Fausan und seine Frau aus. Sie ist reizend, er so leicht, wie ein Vogel; es ist ein großer Genuß, Beide im Ballet zu sehen.

Man hat einige sehr artige Operetten gegeben, unter andern den Komus. Text und Musik sind gleich gefällig, und ich habe mir vorgenommen, alle Arien daraus, die gar nicht schwer sind, singen zu lernen. Da die englische Nation sehr unbeständig ist und immer Abwechselung verlangt, so ist ein Herr

Rich in Common-Garden auf den Einfall gekommen, eine blos pantomimische Vorstellung zu geben. Ganz London lief zusammen, als wenn das Haus brenne, und die erste Vorstellung gefiel ungemein. Doch zweifle ich, daß sich die Theilnahme dafür erhalten werde, da sich der Witz nicht durch Gesten wiedergiebt, welche überhaupt nur die Sinne, nie den Verstand fesseln, wie dies auch bei den Spielen der Römer der Fall war. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich Ihnen nächstens noch mehr über das englische Theater sagen; für heute ist mein Brief nur schon zu lang. Unveränderlich der Ihrige &c.

24.

An Denselben.

London, den 2. März 1741.

Theurer Freund,

Ihre Versicherung, daß Sie meine Briefe gern lesen, ist sehr gütig, und mit Vergnügen weihe ich

Ihnen die Augenblicke, welche nicht von ernsten Geschäften in Anspruch genommen werden.

Die Engländer haben viel Aehnlichkeit mit den Römern, die nichts als Brod und Schauspiele wollten. Aus dem Verlangen nach Brod geht hier Kunstfleiß und Arbeitsamkeit, so wie der Eifer in Handlung und Schiffahrt hervor. Spiel und Wetten, ja, selbst Kunst und Wissenschaft haben hier nur den Zweck des Erwerbs.

Schauspiele aller Art sind der Engländer Element; nie haben sie deren genug, und ihr ewiges Streben ist, wie ich Ihnen schon schrieb, Abwechselung hinein zu bringen. In ganz England werden im Sommer Pferderennen gehalten, an welchen sich die Nation nie satt sieht. Ich habe bei meinem ersten Aufenthalt in diesem Lande die Rennen in Newmarket und York gesehen, und wunderte mich eigentlich weniger über die Stärke und Leichtigkeit der Pferde, als über die Anstalten, die damit verbunden sind. Die Tausende von Zuschauern, die Menge von sechs-, vier- und zweispännigen Kutschen, die Anzahl der berittenen Diener, der Handpferde, der vornehmen Herren, die erbauten Bühnen für die Damen, die

im höchsten Schmuck, glänzend von Diamanten, erschienen, erinnerten mich an ein morgenländisches Mährchen. Ich spreche nicht von den Stier-, Hunde- und ähnlichen Gefechten wilder Bestien, die hier täglich vom Volk aufgeführt werden, aber eine andere Art des Kampfes, die oft zur Schande der Menschheit stattfindet, kann ich nicht mit Schweigen übergehen. Es hat etwas Widriges, Menschen zu sehen, die, bis zum Gürtel entkleidet, zur Volksbelustigung über einander herfallen, sich gräßlich mit Fäusten zerschlagen und, wenn sie halb todt niedersinken, doch von den Zuschauern immer wieder zum neuen Angriff ermuntert werden. Zuweilen sieht man auch Degengefechte; die Kämpfer stehen dann gewöhnlich in Schuhen, die am Boden befestigt sind, und die es ihnen unmöglich machen, von der Stelle zu gehen. Ihre Säbel sind sehr scharf, doch nach der Spitze zu ganz leicht, weshalb der Hieb nicht tief eindringen kann. Demungeachtet fließt das Blut bald aus den Wunden und wird vom Beifallsklatschen des Volks empfangen. Andere greifen sich mit Stöcken an, die mit Eisen beschlagen sind, womit sie sich furchtbar zerquetschen. Diese Schlägereien gehen mit Bewilligung

der Regierung und unter polizeilicher Aufsicht vor. Man bezahlt Entree, und Logen und Parterre sind mit der vornehmen Welt, wie im Opernhause, angefüllt. Man führte mich nach Heymarket zu einer solchen Scene. Sie war dazu geeignet, mir die Menschheit zum Ekel zu machen, und doch suchten meine Begleiter, wiewohl mit ziemlich unhaltbaren Gründen, diese Gräuel zu vertheidigen.

Die Hahnenkämpfe scheinen zwar blos Kinderbelustigungen zu sein, doch werden sie oft sehr ernst genommen. Viele Privatpersonen erziehen Hähne zu diesem Zwecke, die gewöhnlich eine große Tapferkeit zeigen. Kaum haben sie ihre Säcke verlassen, so treten sie gegen einander in die Schranken und ruhen nicht, bis der schwächere unterliegt. Einst ging ich, ich weiß selbst nicht warum, zu einem solchen Schauspiel. Einer der Hähne war eben kraftlos und ohne Zeichen des Lebens hingesunken. Ich hatte eine Apfelsine in der Hand. Auf einmal rief mir ein Unbekannter zu: „Sir, ich wette vier Guineen gegen Ihre Apfelsine, daß der siegende Hahn das Feld behauptet!" Ich nahm die Wette an. Einen Augenblick darauf erhob sich der niedergestreckte, blies die Federn auf

und warf sich so wüthend auf seinen Gegner, daß er ihn entschieden schlug. Ich behielt meine Apfelsine, weigerte mich aber, die vier Guineen von dem Unbekannten anzunehmen, dem, wie es schien, dieser Verlust weniger empfindlich gewesen sein würde, als die Niederlage seines Schützlings.

Man erzählt, ein Italiener habe vor einigen Jahren dem Volk in London ein Schauspiel eigener Art gegeben. Es bestand aus einer Gesellschaft Katzen, die, in Reihe und Glied nach ihrem Alter und ihrer Größe gestellt, mit Halskragen und Papiermanschetten versehen waren, und Notenpulte vor sich hatten, worauf ihre Vorderpfoten befestigt waren. Neben jedem Pult brannten zwei Wachskerzen. Der Anblick dieser Virtuosen soll beim Aufrollen des Vorhangs sehr komisch gewesen sein, noch mehr aber ihr Gesang, zu dem sie durch das unsichtbare Kneifen ihrer Schwänze mit Zangen, bewegt wurden. Ich zweifle, daß dieses Konzert außerhalb England Glück gemacht haben würde. Der zweite Akt der Vorstellung wurde von kalekutischen Hähnen aufgeführt. Diese armen Thiere standen auf einer Metallplatte, welche unten durch Kohlen heiß gemacht wurde, wodurch sie zu einem

ängstlichen Heben der Füße veranlaßt waren, das die Musik begleitete. Ihre Sprünge wurden von den schaulustigen Engländern mit unmäßigem Gelächter begleitet, sie konnten sich nicht satt sehen und bereicherten den unbarmherzigen Italiener durch fleißigen Besuch seines Possenspiels.

Aber, was sagen Sie zu der Leichtgläubigkeit eines Volks, das für sein schweres Geld sich von einem pfiffigen Possenreißer verhöhnen ließ? Ein solcher schlug vor Kurzem an alle Straßenecken Londons an, er würde an einem gewissen Tage mit Kopf und Kragen in eine gläserne Quartflasche kriechen. Die vornehmsten und reichsten Leute begaben sich an den Ort, wo dies geschehen sollte, und man wartete mit Ungeduld in dem bis zum Ersticken angefüllten Saal, bis endlich nach Verlauf einer Stunde der Schelm erschien und mit Bedauern versicherte, man könne nirgends eine Flasche finden, die genau ein Quart enthalte; er sei bereit, das Eintrittsgeld am Eingange zurück zu geben. Nach diesen Worten verschwand er. Da sich die Schaulustigen so betrogen sahen, geriethen sie in Wuth. Man lärmte, zerbrach die Bänke und das Theater, und die Bewegung war

so heftig, daß Degen, Perrücken und Hüte verloren gingen. Aber das Geld konnte nicht zurückgegeben werden, denn der Betrüger hatte Mittel und Wege gefunden, sich unbemerkt damit aus dem Staube zu machen*).

Ich erzähle Ihnen dies als einen Beleg zur englischen Schaulust. Die Masse der Spektakel ist zu groß, um nicht bedeutend zu zerstreuen und viel Zeit zu rauben. Die Pferderennen besonders haben gefährliche Folgen; Volk und Vornehme geben sich dabei einer gewissen Freiheit hin, und beschäftigen sich so ausschließlich damit, daß sie dadurch wenigstens für den Augenblick gänzlich von ihrer Pflicht abgezogen werden.

Ich weiß nicht, mein Freund, ob mein Brief Sie noch in Berlin antreffen wird, oder ob Sie schon mit dem Könige nach Schlesien abgegangen sind, denn wahrscheinlich werden Sie seinem weißen Federhute auf der Bahn des Ruhms überall folgen. Möchten

*) Bekanntlich hat Gellert diese Anekdote, welche Addison in seinem Zuschauer erzählt, in seine Fabeln aufgenommen. Wer erinnert sich nicht aus seinen Kinderjahren des Hans Nord?

Sie doch Lorbeeren pflücken, ohne sie mit Ihrem Blute zu bespritzen. Ich werde, wie Moses, den höchsten Berg Englands ersteigen und für Sie beten, während Sie in den Gefilden Schlesiens den Degen schwingen.

25.

An den Geheimenrath Jordan in Berlin.

London, den 6. März 1741.

Was soll ich Ihnen, mein Freund, von der Stufe der Gelehrsamkeit sagen, auf der England steht? Ich bin ein Sklave des Staats, bin auf die Galeere geschmiedet und rudere mit den übrigen vorwärts. Ich schleppe meine Kette mit an den Hof, in die Audienzsäle der Minister und der Parlamentsglieder, und bin ich zu Hause so sitze ich des Nachts und schreibe meine Berichte in Chiffern. Welche Zeit bliebe mir also für die Wissenschaften? Nur zwei Mal wöchentlich reiße ich mich von meinen Arbeiten los,

um bei dem berühmten Dr. Desaiguilliers, Kaplan des Prinzen von Wales, Physik zu hören. Fast alle sich hier befindenden fremden Minister habe ich zur Theilnahme bewogen, so daß das Lesezimmer des Doktors beinahe einem Kongreßsaale gleicht. Dieser spart weder Mühe, noch Kosten, um uns in die verborgensten Geheimnisse der Natur einzuführen. Sie haben wahrscheinlich in Ihrer Bibliothek **A course of experimental Philosophy, by Desaiguilliers.** Von allem, was dieses Buch enthält, führt er mit Hülfe unzähliger Maschinen die Beweise. Dies macht mir unbeschreibliches Vergnügen, besonders aber interessirt mich sein Planetarium im höchsten Grade, wodurch das ganze Himmelssystem mit größter Deutlichkeit erklärt wird, so daß man bei einiger Aufmerksamkeit in Zeit eines Monats bedeutende astronomische Kenntnisse erlangen kann. Diese Maschine, die der Doktor mit Hülfe des berühmten Uhrmachers Greyham anfertigen ließ, kostet ihm über 1000 Pfund.

Das Slaughtersche Kaffeehaus ist gleich dem Procopischen in Paris der Sammelplatz der meisten Gelehrten und schönen Geister der Stadt. Man spricht nur über literarische Erscheinungen und macht

Bemerkungen über ältere, die schon Ruf erlangt haben. Öfters aber stehen sich, wie es natürlich ist, die Meinungen einander schroff gegenüber und geben Veranlassung zu heftigem Streit. Neulich befand sich der alte Desmaiseaux, ein Freund des verstorbenen Bayle, und ein höchst witziger und heiterer Mann, in diesem Hause und trank stille seine Tasse Chokolade. Zwei Unbekannte nahmen an seinem Tische Platz und fingen einen gelehrten Streit an. Der Eine war sehr artig und ruhig, weil er Recht hatte; der Andere sehr grob und heftig, denn er hatte Unrecht. Nach einer halben Stunde verließ ersterer, übertäubt von dem Geschrei und den Ausfällen seines Gegners, das Zimmer. Dieser wandte sich hierauf triumphirend und mit der Frage an Desmaiseaux, ob er seinen Widersacher nicht völlig zu Boden geschmettert habe. „Völlig," antwortete der alte Satyriker, „und wenn ich einmal mit Philistern zu streiten habe, werde ich mich Ihres Kinnbackens bedienen."

Uebrigens glaube ich, daß in diesem Augenblick in England kein ausgezeichnetes Genie lebt. Pope ist nicht mehr, und seines Gleichen werden selten geboren. Der einzige Dichter von Ruf ist Glover,

Verfasser des epischen Gedichts „Leonidas.“ Ich habe seine Bekanntschaft gemacht und bin artig von ihm empfangen worden. Er hat etwas Finsteres und Schläfriges, welches aber bald verschwindet und in lebhafter Unterredung Feuer fängt. Dramatische Schriftsteller giebt es eben so wenig, und man ist genöthigt, die Voltaireschen Stücke für das Theater zu übersetzen.

Auf der Kanzel, so wie im Parlamente, findet man große Redner. Ich bewundere besonders den Ritter Walpole, welcher der Demosthenes der Engländer ist. Er tritt gewöhnlich zuletzt auf. So lange die Andern sprechen, verhält er sich still und verzehrt kleine Aepfel, die er aus der Tasche zieht. Man glaubt einen Löwen zu sehen, der ruhig auf dem Kampfplatze liegt, während seine Gegner sich matt und müde schreien, und der sich endlich aufrichtet, um sie mit einem Schlage zu vernichten. Ich war Zeuge, wie Walpole in einem Augenblick durch eine männliche und kurze Rede alle Stimmen für sich gewann, und nach dem Willen des Hofes lenkte.

England ist voll periodischer Blätter, doch ist ihr Inhalt trocken und mager, denn es giebt keine Addi-

sons, keine Steelen und Chesterfields, mit einem Worte, keinen Zuschauer mehr. Zwar lebt der ehrwürdige Lord Chesterfield noch, aber er schreibt nicht mehr; die Chronik der Könige von England ist das letzte Werk dieses großen Mannes, der noch bei seinem Leben das Glück genießt, von seiner Nation vergöttert zu werden. Kaum ist eine Straße Londons, worin Chesterfields Portrait nicht von irgend einem Handwerker mit der Inschrift „At Mylord Chesterfields head," zum Schilde genommen wäre.

Unter den englischen Philosophen giebt es keinen Newton, keinen Locke, keinen Clark mehr, doch haben diese Männer Jünger erzogen, die in ihre Fußtapfen treten. Der berühmte Halley lehrt Mathematik und Astronomie; in diesen Tagen werde ich sein Observatorium zu Greenwich besuchen, welches sehr sehenswerth sein soll.

Man findet hier, so wie in Berlin, eine französische Kolonie und unter ihren Geistlichen ausgezeichnete Männer. Zufällig, mein lieber Jordan, machte ich neulich die Bekanntschaft eines Ihrer alten Freunde, es war der Pastor Missy. Er hat eine

schöne Ausgabe des Rabelais mit Noten veranstaltet, die das Unverständliche des Werks erklären, welches bekanntlich voller Anspielungen auf Moden, Gebräuche und Ereignisse ist. Ich habe außerdem eine Dichtung von Missy, betitelt Hero und Leander, gelesen, die den J. B. Rousseauschen Poesien an die Seite zu stellen ist.

Neulich besuchte ich die Werkstatt eines mechanischen Künstlers, und betrachtete mit Bewunderung dessen optische, mathematische und astronomische Instrumente. Die englischen Sehröhre und Teleskope haben ihres gleichen nicht in der Welt, und die Franzosen, so geschickt sie auch sind, können die Vollkommenheit derselben nicht erreichen. Die Instrumente, deren sich Maupertuis und Lalande bedienten waren alle in England gemacht.

Nächstens werde ich an Knobelsdorf schreiben, grüßen Sie ihn indessen herzlich von Ihrem ꝛc.

26.

An Herrn von Knobelsdorf, Oberaufseher der Königlichen Gebäude in Berlin.

London, den 10. März 1741.

Theurer Freund,

Einem Schiffskapitain, der eben nach Hamburg unter Segel geht, habe ich ein Päckchen mit architektonischen Zeichnungen des berühmten Innigo Jones und des Ritters von Brough übergeben, und dieselben an unsern Residenten adressirt. Sie werden Ihnen also unverzüglich zugesandt werden und gewiß Ihre Bewunderung erregen. Doch glauben Sie ja nicht, mein Freund, daß alle diese Entwürfe ausgeführt sind. Der herrliche Palast der Könige von England, dessen Grundrisse das Werk Innigos schmücken, ist nur in der Einbildung des Baumeisters vorhanden. Nur ein Flügel, den man **the banquetting-house** nennt, ist davon zu Stande gekommen. Man sieht schon aus diesem, wie sehr Schade es ist, daß nicht

der ganze Plan ausgeführt wurde. Während die Könige von Großbrittanien im Palast von St. James wie Invaliden wohnen, wohnen die Invaliden der Landarmee und der Marine wie Könige, und jeder Ununterrichtete würde das Schloß für ein Hospital und das Hospital für ein Schloß halten.

Ich habe schon auf meiner ersten Reise das Schloß Blenheim, unweit Oxford, gesehen. Die Nation errichtete es zum Gedächtniß der Schlacht bei Hochstädt oder Blenheim, und schenkte es dem Herzog von Marlborough, der die Armee kommandirte. Ich stimme in den Tadel ein, daß es zu sehr mit Säulen und Verzierungen überladen ist. Wenn man aber bedenkt, daß der Ritter von Brough für die Ewigkeit baute, daß die Nation keine Kosten sparen und ein Gebäude haben wollte, welches schon von Fern in die Augen fiele, so ist der Meister zu entschuldigen, daß er den wahrhaft edeln Styl der Größe und den vielen Zierrathen zum Opfer brachte. Uebrigens ist Alles wohl berechnet, alle Regeln der Kunst sind beobachtet, und die ungeheure Steinmasse erinnert an römische Größe. Von Weitem glaubt man eine ganze Stadt zu sehen. Zu dem Eingang führt eine

große Brücke, die aus einem einzigen Bogen besteht. Ich bin mit dem Sohne des Ritter von Brough, welcher Hauptmann der Garde ist, genau bekannt geworden. Er ist ein verdienter junger Mann, und hat mir mit großer Gefälligkeit nicht nur die Zeichnungen seines verstorbenen Vaters, sondern auch zwei Häuser in London und Greenwich gezeigt, welche dieser aufführte. Sie sind beide klein, aber sie verrathen den großen Geist. Die Kritik findet auch an ihnen zu viel Säulen und Verzierungen, der wahre Kenner bemerkt aber, daß Alles mit höchster Bequemlichkeit ausgeführt und der schöpferische Geist nicht darin zu verkennen ist. Derselbe Ritter von Brough hat viele englische Lustspiele geschrieben, die zwar ungemein witzig, aber etwas frei sind. Er konnte seinen Geist in keiner Art in Schranken halten. Der Sohn hat das Genie des Vaters geerbt, doch da Gelegenheit und Verhältnisse den großen Mann machen, so zweifle ich, daß sich ihm die jetzige Zeit günstig zeigen werde *).

---

*) Er starb im Jahre 1746 an seinen in der Schlacht bei Fontenoy erhaltenen Wunden.

Unter den Landhäusern und Schlössern des Adels giebt es in allen Provinzen Englands Gebäude von ausgezeichneter Architektur, geschmückt mit Antiken und Bildergallerien. Ohne die berühmten sieben Arbeiten Raphaels, in der königlichen Gallerie zu Hamptoncourt, kann man mit Gewißheit behaupten, daß die schönsten Gemälde und Ueberbleibsel der Bildhauerkunst von Engländern aus Italien weggeführt wurden. Glücklicherweise hat man die mediceische Venus, den Fechter, den Laokoon und andere Kunstwerke fest gehalten, weil sie der Stolz der Nation sind; was aber in Italien verkäuflich war, ist auch den Engländern in die Hände gefallen. Ihre Kaufsucht ging unter der Regierung des Papstes Klemens XI. so weit, daß sich der Magistrat in Rom gedrungen fand, Seine Heiligkeit davon zu benachrichtigen. „Laßt sie gewähren," antwortete der scharfsinnige Priesterfürst, „die Luft müssen sie uns ja doch lassen."

In York habe ich einen sehr schönen Ballsaal gesehen, dessen Inneres mit einer doppelten Reihe korinthischer Säulen geschmückt ist. Zwischen den Säulen ist eine durch Stufen erhöhte Bühne für die

Zuschauer, wodurch diese bequem Alles sehen, ohne daß die Tanzenden im Raum beschränkt werden. An der Wandseite der Bühne sind Zimmer, worin sich Erfrischungen auf gedeckten Tafeln befinden. Während des Wettrennens in York tanzten jeden Abend über dreihundert Paare in diesem Saal, ohne im Geringsten beengt zu sein.

In London werden die Redouten im Opernhause vom Herrn Heidegger veranstaltet. Man schraubt den Boden des Parterres bis zur Höhe des Theaters, woraus dann ein Saal von großem Umfange entsteht. Außerdem ist noch ein kleinerer, mit blauem Damast und Goldborten ausgeschlagener Saal da, der ganz ohne Fenster ist. Alles ist hell erleuchtet, die Musik schön, und in einem Nebenzimmer werden gegen Bezahlung einer Guinee alle ersinnlichen Erfrischungen gereicht. Heidegger ist ein eigenthümlicher Mann, der einer besondern Erwähnung verdient. Mitten in den Bergen der Schweiz geboren, liegt in ihm das Geschick, die glänzendsten und genußreichsten Feste anzuordnen. Dies Talent wurde in England für ihn eine Quelle des Glücks. Er ist der Maître de plaisir der Nation und zieht

dafür einen Gewinn von mehr, als 5000 Pfund jährlich. Die Besorgung der Opern, der Redouten und aller öffentlichen Feste ist ihm übertragen. Bei Hofe hat man ihn gern, und er ist mit allen Großen in Verbindung. Einst kam in seiner Gegenwart die Rede auf die Vorzüge der verschiedenen Völker; man stritt lange, welches das erfindungsreichste sei. Endlich fragte man Heidegger über sein Urtheil. „Ich stimme für die Schweizer!“ rief er. Alles lachte. „Meine Herren,“ fuhr er fort, „der Beweis ist nicht schwer. Ich, ein geborner Schweizer, bin ganz ohne Vermögen nach England gekommen, wo ich jährlich 5000 Pfund erwerbe und ausgebe. Ich fordere den geschicktesten Engländer heraus, dies in der Schweiz möglich zu machen.“ Man fand diesen Beweis wenigstens komisch, wenn man auch einen Einzelnen nicht für den Repräsentanten der ganzen Nation gelten lassen wollte. — Heidegger ist häßlich zum Entsetzen, und oft zieht er sich selbst damit auf. Einst wettete er eine beträchtliche Summe gegen Lord Chesterfield, daß es in ganz London kein häßlicheres Gesicht gebe, als das seinige. Man wählte Richter, und Mylord fand nach langem Suchen eine so

scheußliche alte Frau, daß er zu gewinnen hoffte. In der That entschieden die Richter auf den ersten Blick zu Heideggers Nachtheil, allein dieser appellirte dawider und meinte, die Wette sei wegen Verschiedenheit der Kleider nicht gleich. Er setzte darauf die Mütze der alten Frau auf und gab ihr seine Perrücke, worauf die Richter seine Häßlichkeit so entschieden fanden, daß Lord Chesterfield die Wette bezahlen mußte.

Meiner Meinung nach hat England weder berühmte Maler, noch Bildhauer oder Kupferstecher und Tonkünstler hervorgebracht. Der Ritter Gottfried Kneller, ein großer Portraitmaler, welcher in der Westmünsterabtei neben der königlichen Gruft ruht, war ein Deutscher; auch Händel ist ein Deutscher. Doch giebt es jetzt hier einen Zeichner und Kupferstecher, den man mit Recht bewundert. Er heißt Hogarth, und seine Werke sind sogar im Auslande bekannt. Ich will ihm seine richtige und lebhafte Phantasie, sein Genie und seine gute Ausführung nicht absprechen, aber ich bin mit seinen Süjets nicht zufrieden, die oft so widrig sind, daß sie das Gefühl verletzen. Wie kann man die Kunst an

Gegenständen des Abscheus verschwenden; je treuer man die Natur zu kopiren versteht, je weniger muß man sie in ihren gräßlichsten Momenten belauschen. Ein Marsias, vom Apoll geschunden, ein Tollhaus, ein Märtyrer auf der Folter und ein gebratener St. Laurentius sind Gegenstände, wovon Jeder das Auge gern abwendet. Die Kunst ist die Poesie des Lebens und nur dazu bestimmt, Genüsse zu bereiten. Man hüte sich, sie zu entweihen!

Ich umarme Sie herzlich 2c.

27.

An Fräulein von — in Hamburg.

London, den 25. April 1741.

Gnädiges Fräulein,

Das Schönste, was ich auf Erden sah, Sie ausgenommen, ist der Frühling in England. Das keimende Gras ist viel feiner, heller und buschiger, als in der übrigen Welt, das Laub ist grüner, fri-

scher und freundlicher und, in Folge eines trüben und schwerluftigen Winters, dreifach schön. Die Ursach' dieser zauberischen Vegetation ist der rasche Wechsel des Wetters. Hier brennt die Sonne nicht wochenlang hintereinander zerstörend auf die Pflanzen; Regen und heiterer Himmel lösen sich oft vier Mal in einem Tage ab, und nie ist es zu heiß oder zu kalt. Dies sagt dem Gewächsreich besonders zu und unterstützt den Fleiß des Landmanns, der seine Erndte immer zur bestimmten Zeit erwarten kann. Spaziergänge im Freien sind jetzt mein höchster Genuß, und ich fühle recht, wie ich mich dabei vom vielen Sitzen und von der anstrengenden Arbeit des Winters erhole. Des Morgens gehe ich gewöhnlich nach St. James Park, wo ich das Landleben, die Einsamkeit, den Krieg, die Stadt und den Hof mit einem Blick überschaue. Am Eingang sieht man eine Heerde Kühe auf einer köstlichen Wiese weiden, die zu einem kühlenden Trunke, Cillibub, den vorzüglichsten Beitrag liefern. Die Engländer finden sich hier häufig ein, jeder mit einem Becher in der Hand, der zum dritten Theil mit spanischem Wein gefüllt ist. Sie überreichen ihn einem Landmädchen, das bis an

den Rand frische Milch hinzugießt, welche die schönste und würzigste ist, da die Kühe nur die feinsten grünen Kräuter und Blumen genießen. Dann setze ich meinen Weg durch zwanzig Alleen fort, die bald gerade, bald sich schlängelnd über Berg und Thal führen, und mit größter Sorgfalt unterhalten werden. Linksab ist ein kleiner See, auf dem sich schnatternde Enten und andere Wasservögel lustig tummeln, und in dessen Mitte sich eine Insel erhebt, worauf sich das reizende Landhaus befindet, welches dem berühmten St. Evremont zur Wohnung diente, der zur Ausbildung der französischen Literatur so viel beitrug. Ich glaube ihn noch auf den Terrassen des Hauses schlendern zu sehen, verloren im Sinnen über eins seiner Werke oder versunken in Erinnerungen an die Reize der Herzogin von Mazarin, der er nach England folgte, und deren Herz er bis zum letzten Augenblick seines Lebens, trotz der Huldigung von hundert Anbetern, besaß. Zuweilen pflücke ich Blumen, die ich der Fluth weihe; sie schwimmen leicht auf dem Wasser dahin und sind den Manen der edeln Frau dargebracht, deren Auge sich gewiß oft lächelnd und heiter auf der klaren, plätschernden Welle

verlor. Einige Schritte davon erblicke ich einen Offizier, der eine Abtheilung Truppen fluchend und keuchend in den Waffen übt. Seiner Meinung nach — das sehe ich ihm an — ist die Gelehrsamkeit vom Uebel und die Liebe ein Hirngespinst. Bald wende ich mich zu den Schlössern, die den Park umgeben, und weile bei Buckinghams Palast, wo der letzte Sprößling dieses Namens vor einigen Jahren, im Lenz des Lebens und mitten auf einer Bahn, über die er Glanz verbreitet haben würde, durch den Tod ereilt ward. Er war ein seltener Geist. Noch wenige Stunden vor seinem Ende dichtete er für sich selbst eine lateinische Grabschrift, welche ich Ihnen, gnädiges Fräulein, in der Uebersetzung wiedergebe:

Zweifelnd, doch nicht Gott vergessend, hab' ich gelebt;
Ungewiß, doch nicht mit Zagen, bin ich gestorben.
Blindheit und Irrthum sind ja das ewige Erbtheil der Menschen;
Großer Vater der Wesen, erbarme Dich meiner!

Ich wende mich ab von diesem Gegenstande der Trauer, und nähere mich einer großen und weitläufigen Allee, die man den Mail nennt. Es ist Mittag, und die ganze Allee mit vornehmen Herren und Damen angefüllt, welche rasch darin auf- und ab-

gehen. Die Damen tragen ein Morgenkleid, das ihnen besser, als der vollständige Putz, steht. Sie sind alle ganz weiß gekleidet, besonders allerliebst chaussirt und haben anstatt des Reifrocks ein kurzes Kleid, eine mit Spitzen besetzte Mantille, und auf dem Kopf einen kleinen Stroh= oder Kastorhut, der etwas unbeschreiblich Leichtes und Graziöses hat. Hier begegnet man abwechselnd seinen Freunden, den Ministern oder den Herren vom Hofe, und stößt bald auf einen Stutzer, bald auf eine Kokette. Man erfährt hier die Neuigkeiten der **Chronique scandaleuse** und richtet sich seinen übrigen Tag ein. Mit dem Schlage der Ankleidestunde verläßt Alles die Allee, um an den Hof oder zu Tische zu gehen.

Am äußersten Ende von Marybone, einer der Vorstädte Londons, ist seit Kurzem noch ein Garten eingerichtet, um die vornehme Welt des Morgens aufzunehmen. Er heißt Ranneleigh, ist groß und hat schöne Anlagen. Gleich bei'm Eintritt zeigt sich ein Platz, welcher ganz von aneinanderstoßenden kleinen Kabinetten umgeben ist, worin man nach Belieben mit Thee, Kaffee, Chokolade oder Liqueur zu billigen Preisen bedient wird. Da dieser Ort erst

anfängt, in Aufnahme zu kommen, so findet man hier die beste Gesellschaft, und es hat etwas ungemein Freundliches, einige hundert Herren und Damen im netten Hauskleide in den verschiedenen Zimmern sitzen und ihr Frühstück verzehren zu sehen. Mitten auf dem runden Platz ist ein offener, der Musik bestimmter Pavillon. Die in England so häufigen **Pedlar** (Hausirer) bieten die niedlichsten Sachen zum Verkauf aus. Der übrige Garten ist ein unermeßlicher Rasen, mit Linden- und Kastanienalleen bepflanzt, und auf beiden Seiten mit Buchenhecken eingefaßt, welche gegen die Sonne schützen. Die Gänge sind mit feingesiebtem und festgeschlagenem Kies bestreut, worauf man wie auf einem türkischen Teppich geht. Ranneleigh scheint eine Nachahmung des Vauxhall zu sein. Dies ist ein anderer, aber viel größerer öffentlicher Garten, in der Vorstadt Southwark, auf der andern Seite der Themse. Man besucht ihn blos Abends, und kann zu Wagen oder auf Gondeln, wovon immer eine Anzahl zu diesem Behuf in der Themse vor Anker liegt, dahin kommen. Es wird ein Schilling Entree bezahlt. Die Alleen sind breit und schön, eine Menge Gitterkabinette sind mit Num-

mern bezeichnet, wovon jedes seinen eigenen Aufwärter hat, der die Nummer seines Kabinets in Form eines Metallschildes auf dem Kleide trägt. Ein besonderes, großes Gebäude ist zur Aufnahme des Hofs oder der vornehmsten Gesellschaft bestimmt, außerdem sind hier alle Stände gemischt; denn, da Jeder bezahlt, wird in Ansehung des Ranges nicht der geringste Unterschied gemacht. Am Eingange des Gartens steht auf einem großen Viereck der Musik-Pavillon, wo die ersten Virtuosen Londons die beliebtesten Stücke vortragen. Jede Gesellschaft, die den Abend in Vauxhall zubringen will, meldet sich in einer großen Bude, worin man den Wirth antrifft, und bestellt bei diesem jedes beliebige Abendbrod. Einige Diener notiren dies, besorgen Alles und überreichen der Gesellschaft die Marke des Kabinets, in welchem man, um die Musik zu hören, Platz nehmen oder spazieren gehen kann. Sobald der Abend dämmert, werden Anstalten zur Erleuchtung des Gartens gemacht. In allen Theilen desselben befinden sich große Laternen in Kugelform und eine Unzahl kleiner gläserner Lampen. An jeder Lampe hängt ein in Weingeist getränkter Docht; Alles wird

am Morgen mit der größten Sorgfalt zurecht gemacht, und auf ein mit einem Pfeifchen gegebenes Zeichen ist wie durch einen Zauberschlag der ganze Garten so hell, wie der Tag. Was aber mein Erstaunen noch mehr, als diese Erleuchtung, erregte, ist eine Vorkehrung, die alle Damen und zarte Herren vor dem Abendthau schützt. Man fürchtet sich in England unbeschreiblich vor dem Schnupfen, den man **a bad cold** nennt, und hütet sich vor ihm, wie die Morgenländer vor der Pest. Um nun die Unannehmlichkeit, des Abends im Freien zu speisen, zu vermeiden, hat der Besitzer des Vaurhall ein Mittel ersonnen, die Kabinette in größter Eil' mit Wachstuch zu überziehen. Kaum hat es neun geschlagen, so hört man wieder die Pfeife, und plötzlich bewegen sich Rollen aus der Erde herauf, wickeln sich steigend auseinander, überziehen die Kabinette von drei Seiten und befestigen sich auf den obern Querhölzern. Die Leinwand ist von schimmernder Farbe und stellt in jedem Kabinette drei große Gemälde dar, welche die Gesellschaft nicht nur gegen Abendluft und Zugwind schützen, sondern auch das Auge nicht unbefriedigt lassen. Die Musik schweigt eine oder zwei

Stunden, während man sich bei Tafel befindet. Nachher geht man wieder spazieren oder sucht andere Unterhaltung. Es herrscht in Vauxhall die größte Freiheit, mit Anstand und bewunderungswürdiger Ordnung vereint. Zänker und Freudenstörer würden allgemeinen Unwillen erregen. Der Gartenbesitzer soll ungeheure Summen erwerben, allein, wenn man die Zahl der Bedienten, der Gartenknechte und Handwerker, die er bezahlen muß, damit Alles pünktlich besorgt werde, und die übrigen nothwendig in's Unendliche gehenden Kosten erwägt, so muß man ihm den Ueberschuß gönnen, besonders, da er der Stadt ein gewiß in Europa einziges Vergnügen verschafft. Ich würde Vauxhall vollkommen finden, wenn Ihr Besuch, mein gnädiges Fräulein, es verschönerte und ich nicht durch Ihre Abwesenheit erinnert würde, daß hier auf Erden immer etwas an unserm Glücke fehlen muß. Das größte dieses Augenblicks für mich ist, Ihnen zu versichern ꝛc.

28.

An den Herrn von Hagedorn in Hamburg.

London, den 28. April 1741.

Ich sprach einst mit einem Oestreicher über England, der den lebhaften Wunsch zeigte, sich dort umsehen und zu Lande dorthin reisen zu können. Ich erwiederte ihm, das gehe nicht, England sei eine Insel. „Das weiß ich recht gut," antwortete er, „aber wenn man einen großen Umweg nicht scheute, müßte man doch wohl zu Lande dahin kommen können, und der Kaiser Leopold, wenn er noch lebte, hätte das gewiß zu Stande gebracht." Es kostete mir viel Mühe, ehe ich ihn überzeugte, daß ein ganz von Wasser umgebenes Land von einer der glücklichsten und angesehensten Nationen bewohnt sein, und mit allen Völkern des Kontinents in so genauer Verbindung stehen könne. In Wahrheit würde es räthselhaft sein, wie England so vollkommen, so reich und groß geworden ist, wie es so mächtigen Einfluß

über alle andere Staaten ausübt, wenn sich dies nicht durch die Wunder der Schifffahrt erklärte. Ich habe es dem Horaz, der übrigens gründlich und mein großer Liebling ist, nie verzeihen können, daß er in seiner Ode auf das Schiff, in welchem Virgil nach Athen fuhr, den ersten Erfinder der Schifffahrt schmäht. Wäre Horaz ein Britte gewesen, so würde er das Seewesen zum Gegenstand seiner Gesänge gewählt haben. Denn, was ist erhabener, als die Kunst, welche die Bewohner aller Zonen vereinigt, die den Wind zu ihrem Zwecke benutzt, die Sterne zu Führern wählt und jedem Lande die fehlenden Bedürfnisse zuführt? Die Inseln sind überhaupt der Schifffahrt viel mehr Dank schuldig, als der Kontinent; natürlich ist also das Meer das Element der Engländer geworden, und Alles, was ihm angehört, ist bei ihnen zur höchsten Vollkommenheit gesteigert. Um mir einen deutlichen Begriff davon zu machen, habe ich die Seemagazine, die Schiffbauplätze und einen Theil der englischen Flotte in Chatham gesehen. Ich hatte ein Empfehlungsschreiben des Admirals Norris und wurde überall mit größter Artigkeit herumgeführt. Ich ging an Bord des Great

Monarch, welches ein Linienschiff von 100 Kanonen ist. Nie sah ich einen Palast mit größerem Interesse, und nie kam mir einer zu Gesicht, dessen Inneres schöner gewesen wäre. Alles auf dem Schiffe erregte mein höchstes Erstaunen, doch in eben dem Grade wurde es durch die ungeheuern Vorräthe erweckt, die sich in der Nähe des Hafens befanden, und die zur Ausrüstung einer ganzen Flotte hingereicht haben würden. Die Form der englischen Schiffe übertrifft alle andere an äußerer Schönheit, und man sieht mit Vergnügen die Kolosse sich auf den Wellen bewegen. Alles bezieht sich hier auf das Merkantilische; jedes Vergnügen ist ein Handel, jeder Handel wird ein Vergnügen. Mit Entzücken durchschlendere ich die Fabriken und Straßen Londons; ich besuche die Läden, welche in ununterbrochener Reihe an einander fortlaufen, und die den Beweis des blühendsten Kunstfleißes geben. Ein wohleingerichteter Staat ist eine künstliche Maschine, und die Vereinigung der Federn, die sie in Bewegung setzen, ist ein der Betrachtung würdiger Gegenstand. Vielleicht werde ich einmal dies Alles weitläuftig auseinandersetzen. Ich habe mir Materialien dazu gesammelt und verspreche

mir viel Vergnügen davon, sie Ihnen bei meiner Rückkehr nach Deutschland vorzulegen.

Leben Sie wohl, mein Freund.

29.

An den Baron von Pöllnitz in Berlin.

London, den 6. Mai 1741.

Der König hielt kürzlich ein Kapitel zur Verleihung des Hosenbandordens, worauf die Herzöge von Marlborough, von St. Alban, von Kingston und Portland zu Rittern geschlagen wurden. Die Zahl dieser Ritter ist auf 24 beschränkt, den Monarchen, welcher Großmeister ist, ungerechnet. Der König saß unter einem Thronhimmel, ein Tabouret stand vor ihm; die vier Herzöge näherten sich nach einander und wurden von ihm mit dem gezogenen Degen auf der Schulter berührt. Hierauf, nachdem sie den gewöhnlichen Eid abgelegt, küßten sie ihrem Großmeister die Hand und setzten den Fuß auf das

Tabouret, um sich von ihm das blaue Band um das Knie schlingen zu lassen. Die weitere förmliche Einkleidung fand in Windsor statt, und ich bin ebenfalls Augenzeuge davon gewesen. Wir wurden durch den Ceremonienmeister eingeladen und reisten vorigen Sonnabend dahin ab. Unterwegs besahen wir das Schloß und den reizenden Garten zu Richmond. Nichts kann schöner sein, als die Themse und die übrige Landschaft, von der Terrasse aus gesehen. Wir blieben die Nacht in Hampton-Court, einem andern herrlichen königlichen Schlosse, und besahen am Sonntag früh die Zimmer und den Garten. Ich bewunderte die viel und oft gepriesenen Gemälde Raphaels. Nach dem Mittagsessen reisten wir weiter und kamen in Windsor früh genug an, um Alles, was die Aufmerksamkeit der Reisenden verdient, in Augenschein zu nehmen. Das Schloß zu Windsor liegt auf einem Berge und die Stadt am Fuße desselben. Sie ist freundlich gebaut, doch vermißt man darin Pracht und Ueberfluß, die man in England fast überall findet. Ich fragte nach der Ursach' und erhielt zur Antwort, daß der König immer eine Art Abneigung gegen Windsor gehabt, theils, wegen der

dortigen scharfen Luft, die seinem schwachen Gesicht unangenehm sei, theils, weil die Einwohner dieser Stadt, sowohl unter der Regierung Georgs I., als zu Anfange der jetzigen, wider das Haus Hannover gewesen wären und eine große Zuneigung für die Stuarts gezeigt hätten, weshalb ihnen der König nie seine Gegenwart gönne, die doch zu ihrem Wohlstande so nöthig sei, als der Sonnenschein zum Gedeihen der Früchte. Hier kommt also nichts zur Blüthe, die Nahrungssäfte stocken, Alles scheint dem Untergange nahe. Das Schloß und der Garten zu Windsor sind indeß wohlerhalten. Ich möchte die dortige Gegend mit der Umgebung von St. Germain vergleichen. Windsor ist 20 englische Meilen von London, dessen ungeachtet sieht man daselbst die Thürme der Hauptstadt, besonders den St. Paulsthurm, deutlich. Diese Thürme scheinen die Grenze des Horizonts auszumachen, vor ihnen dehnt sich eine unermeßliche Fläche aus, von der Themse durchschlängelt, und mit Städten, Dörfern, Schlössern, Gärten und Gebüsch übersäet. Das Schönste im Schlosse zu Windsor ist der Rittersaal, der in einem langen Viereck eine Art Gallerie bildet und kostbar verziert

ist. Am äußersten Ende, der großen Eingangsthür gegenüber, befindet sich das lebensgroße Bild Wilhelms III., im Ordenskleide auf dem Throne sitzend. Die Stufen des Throns sind von weißem Marmor. Das Gemälde ist so trefflich nach den Regeln der Perspektive ausgeführt, daß man den König lebend auf dem Throne zu sehen glaubt und bis in die Mitte des Saals kommt, ehe man die Täuschung bemerkt. Die andern Zimmer sind ebenfalls reich, aber in alterthümlichem Geschmacke. In der Bilder-Gallerie befinden sich werthvolle Stücke der französischen und niederländischen Schule.

Den Montag früh um 10 Uhr verkündete das Läuten der Glocken zu Windsor den Anfang der Ceremonie. Die fremden Minister aus London waren alle in ein und demselben Gasthofe versammelt, um Zuschauer bei der Feier zu sein. Gegen 11 Uhr kam der Ceremonienmeister und führte uns in die große Kirche, dem Schloßplatz gegenüber. Wir gingen mitten durch das ganz mit Menschen angefüllte Schiff bis zum innern Theil des Chors, wo man uns Platz nehmen ließ. Die Sitze waren verschlossen und früher wahrscheinlich für die Domherren zum Singen

der Hora eingerichtet worden. Die vornehmsten Damen, Minister und Kavaliere bildeten eine bunte Reihe. Ich saß zwischen einer alten und jungen Dame. Die letztere war sehr hübsch und im französischen Geschmack angezogen. Man erkannte mich als einen Fremden, und dies benutzte ich, um meine schöne Nachbarin anzureden. Ich durchlief in der Eil' mein ganzes englisches Wörterbuch und setzte das verbindlichste Kompliment, das ich finden konnte, zusammen. Sie erwiederte etwas sehr Artiges und beantwortete meine Fragen über Alles, was ich zu wissen wünschte, mit Ausnahme dessen, was mich am meisten interessirte, und das war sie selbst. Wirklich vergaß ich auch über sie die große Kirche mit allen ihren Zierrathen. Doch fielen mir rings um das Chor 24 Fahnen von verschiedenen Farben auf, welche die Wappen der noch lebenden Ritter trugen, und nicht minder eine offene Gruft vor dem Altare. Kaum konnte ich meine schöne Unbekannte um eine Erklärung bitten, sie mußte es an meiner Zerstreuung merken, daß ich nur Augen für sie hatte. Ein unsichtbares Je ne sais quoi, flüsterte ihr sicher meine Gefühle zu, und wären wir nicht durch die

Ceremonie verhindert worden, so hätte ich, Gott verzeih' mir's, wahrscheinlich die heilige Stätte vergessen und ihr mein ganzes Herz zu Füßen gelegt.

Die Thüren des Chors öffneten sich, und die Trabanten des Ordens zogen paarweis ein. Sie waren als Schweizer gekleidet, mit Hellebarden und rothen Federn auf den Mützen. Dann folgten Herolde und der Ceremonienmeister. Endlich kamen sämmtliche Ritter, in ihrer Mitte die neuen Brüder. Die jüngsten Ritter gingen voran, alle trugen das der spanischen Tracht ganz ähnliche Ordenskleid. Ober- und Unterkleid sind von weißem Atlas, Schuh und Strümpfe ebenfalls weiß. Ein Mantel von blauem Atlas, weiß gefüttert und mit goldenen Quasten verziert, fließt von der Schulter herab. Die Kette oder das große Ordensband macht den so schönen Anzug noch glänzender, so wie das blaue Knieband, worauf mit Gold, zuweilen auch mit Diamanten der bekannte Wahlspruch gestickt ist. Der Degen hängt an einem goldenen Wehrgehenk, die Handschuh sind mit Goldfranzen besetzt, den Kopf deckt ein Barret von schwarzem Sammet mit golde-

ner Agraffe und großem, weißem Federbusch. Das Haar wird fliegend getragen.

Sobald die Ritter eingetreten waren, wurde das Chor verschlossen, und jeder nahm unter der mit seinem Wappen versehenen Fahne Platz. Sämmtliche Ritter imponirten unbeschreiblich, besonders aber fielen Robert Walpole und der Herzog von Richmond, ihrer edeln Haltung und körperlichen Schönheit wegen, auf. Jetzt nahmen zwei der älteren Ritter die Helme, Degen, Sporen und Handschuh der Verstorbenen am Eingang des Chors in Empfang, und trugen sie Stück für Stück vor den Altar, wo sie der Ceremonienmeister aus ihren Händen nahm, um ihnen in der geöffneten Gruft einen Platz anzuweisen. Das Hin- und Hergehen nahm viel Zeit weg, und würde mir ohne meine schöne Nachbarin etwas langweilig geworden sein. Nachdem dieser Akt zu Ende war, rief der erste Wappenherold mit lauter Stimme: Sic transit gloria mundi, worauf die Einkleidung der neuen Ritter erfolgte. Man führte sie einzeln vor den Altar und las ihnen die Statuten des Ordens vor, die sie zu halten versprechen mußten, worauf ihnen zwei Ritter mit Hülfe des

Ceremonienmeisters die Kleider anlegten, den Degen umgürteten, und ihnen Barret und Handschuh reichten. Sobald dies geschehen, wurden sie von den übrigen Rittern umarmt und an die Plätze geführt, wo sich ihre Fahnen befanden. Hierauf setzten sie sämmtlich die Barrets auf und blieben einige Minuten stehen, bis man die Thüren öffnete. In demselben Augenblick verließen alle Zuschauer die Kirche und stellten sich reihenweis in den Schloßhof, den die Ritter in Prozession bis zu dem großen Saal durchzogen. Wir folgten ihnen, um ihnen Glück zu wünschen, worauf uns der Ceremonienmeister in den großen Speisesaal führte, der mit einer Gallerie für die Zuschauer umgeben ist. Ich wußte es so einzurichten, daß meine schöne Kirchennachbarin auch meine Tischnachbarin wurde. Ich hatte ihren Namen erfahren, sie war die Tochter des General Ch—l. Die Tafel bestand aus 120 Kouverten, und bei der unerträglichen Hitze war es uns angenehm, uns mit dem herrlichsten Getränk zu erquicken. Die Kosten des Tags wurden von den neuen Rittern getragen, man sagt, daß sie sich für jeden auf 2000 Pfund beliefen. Die Ritter saßen im Ceremonienkleide alle in

einer Reihe, mitten an der Tafel. Ich hatte mich den ganzen Tag gequält, Miß Ch—l englisch zu unterhalten, wie erstaunte ich aber, als ich sie gegen das Ende der Mahlzeit französisch sprechen hörte, und mit einer Geläufigkeit, als gehöre sie der französischen Nation an. Dies erklärte sich, als sie mir erzählte, sie sei in Paris erzogen und erst vor Kurzem nach England zurückgekehrt. Durch diese Entdeckung wurde mir die Unterhaltung leichter, doch leider war mein Glück zu Ende — man stand von der Tafel auf, und ich kam dabei in die größte Verlegenheit, in der ich vielleicht in meinem Leben war.

Es ist bei diesem Ritterfeste Sitte, daß nach der Mahlzeit sämmtliches Tischgeräth, als Messer, Gabeln, Löffel, Gläser, Tischzeug ꝛc. dem Volk überlassen wird. Man gab das Zeichen dazu, ehe alle Gäste Zeit gehabt hatten, Platz zu machen. Ich war unter der Zahl derer, die zu lange verweilten, und in einem Nu sah ich die Masse des gierigen Pöbels auf mich und meine Begleiterin eindringen. Ich kann nicht aussprechen, wie mir zu Muthe war. Tausend Arme waren nach der Beute ausgestreckt,

und wir vertraten wider unsern Willen diesem plündernden Volke den Weg. Miß Ch—l schrie laut auf, denn wir waren so eingeengt, daß wir weder vor-, noch rückwärts konnten. Ich schloß sie in meine Arme und drängte mich mit ihr an eine Säule. Zwanzig Mal waren wir in Gefahr, zu Boden getreten und erdrückt zu werden, bis endlich die Wache und die Hellebardierer unsere Gefahr bemerkten und uns nach viertelstündiger Anstrengung aus unserer wahrhaft schrecklichen Lage rissen. Im stärksten Gedränge entging es mir jedoch nicht, mit welcher Eil' Alles geplündert und weggeschleppt wurde; nie sah ich auf diese Art abräumen. Nachdem ich meine Befreier belohnt und das Fräulein halb todt in ihre Wohnung gebracht hatte, ging ich nach meinem Gasthof, um mich von meinem Schreck zu erholen.

Gegen sechs Uhr Abends kehrten wir auf's Schloß zurück, wo wir eine zahlreiche und glänzende Gesellschaft fanden. Kurz darauf nahm der Ball seinen Anfang. Ich suchte Miß Ch—l und war so glücklich, sie zu finden. In England ist es Sitte, den ganzen Abend mit derselben Dame zu tanzen, welche

man seine Partner nennt. Ich bot meine ganze Beredsamkeit auf, Miß Ch—l zu überzeugen, daß sie mir vom Schicksal zur Partner bestimmt sei, und sie schien sich in ihr Schicksal zu finden. Den andern Morgen kehrte ich sehr befriedigt nach London zurück, doch nicht ohne Wehmuth im Herzen, daß die schönsten Stunden unseres Lebens von so kurzer Dauer sind.

Ich habe die Ehre zu sein 2c.

30.

An Seine Exzellenz, den Herrn von Podewils, Königl. Staats- und Kabinetsminister in Berlin.

London, den 10. Mai 1741.

— — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — —

Euer Exzellenz verlangen meine Meinung über den Charakter der Engländer zu wissen; doch er-

scheint mir nichts schwerer, als ein Urtheil über ein ganzes Volk, besonders, da dies Urtheil oft entschieden in den Hintergrund tritt, wenn man einen Einzelnen prüft. Ohne also meine Meinung für die richtige zu halten, bin ich so frei, Ihnen einige meiner Ansichten mitzutheilen. Die ganze englische Nation scheint mir erstens mit einem schöpferischen Geist begabt zu sein, der aus einer glühenden Einbildungskraft hervorgeht. Ich möchte die Engländer Denkmaschinen nennen. Diese Bemerkung bezieht sich nicht nur auf gewisse Stände, nein, der Handwerker, der Tagelöhner, der Bettler u. s. w. urtheilt hier, wie der Philosoph. Die Art zu sprechen überzeugt mich davon. In jedem andern Lande ist ein unendlicher Unterschied im Ausdrucke; der Gebildete spricht anders, wie der Pöbel, weil man gute Gedanken haben muß, um sie gut vorzutragen. In England ist es nicht so: der geringste Bürger spricht klar und angenehm, ein Beweis, daß er gut denkt.

Eine zweite Eigenschaft der Engländer ist die Geschäftigkeit. Mir ist kein arbeitsameres Volk bekannt; vielleicht liegt dies in ihrem Temperamente und dem geschwinderen Umlauf des Bluts. Ich kann

die Ursach' davon nicht genau untersuchen, aber ich bin Augenzeuge gewesen, daß ein Thermometer in der Hand eines Engländers in wenigen Minuten mehrere Grade höher steigt, als in der Hand eines Franzosen, Deutschen, Italieners rc. Diese Lebhaftigkeit des Engländers regt zur Arbeit an, und da er eine und dieselbe oft wiederholt, so wird sie bald zu einer hohen Vollkommenheit gebracht.

Die dritte Eigenschaft der Engländer ist Redlichkeit und Freimüthigkeit. Sie sind zu gerade, um Jemand durch äußeren Schein täuschen zu wollen, und verschmähen jene Geschmeidigkeit, die man Weltklugheit nennt. Man muß deshalb nicht glauben, daß Grobheit in England einheimisch ist, und noch weniger, daß sich die höhern Stände eine unfeine Freimüthigkeit erlauben; ich muß der Wahrheit gemäß bekennen, daß ich hier viel Artigkeit, das zuvorkommendste Betragen und den Wunsch, ge ällig zu sein, recht oft bemerkt habe. Man beschuldigt die Engländer, daß sie in fremden Ländern zwar aufmerksam, freundlich und gesellig sind, und sich die Artigkeit Anderer sehr gern gefallen lassen, daß sie aber dieselben Fremden, bei denen sie es sich wohl

sein ließen, im Vaterlande kalt und gleichgültig aufnehmen; doch bedenkt man nicht, daß sich der größte Theil der England besuchenden Fremden blos in London aufhält, und daß der englische Adel in dieser Hauptstadt so wenig zu Hause ist, als der Fremde selbst*). Die wenigsten der Vornehmen haben dort eine Haushaltung; sie wohnen auf dem Lande, und begeben sich nur wegen Staats- und Parlamentssachen oder in eigenen Geschäften dahin, die alle ihre Zeit in Beschlag nehmen; und da sie ihre Reisebekanntschaften nicht nach ihrem Wunsche aufnehmen können, so begnügen sie sich, sie in den Gasthof, wo sie gewöhnlich selbst speisen, oder in's Schauspiel oder zu einigen Sehenswürdigkeiten zu führen. Reist man aber in der Provinz, besucht man die wohleingerichteten Landhäuser, so wird man durchgängig mit Herzlichkeit empfangen und bei der Abreise mit Empfehlungsschreiben durch ganz England versehen. Diese verschaffen eine neue gute Aufnahme, und man macht bald überall so viel Be-

---

*) Washington Irwing macht in seinem Skizzenbuche beinahe wörtlich dieselben Bemerkungen.

kanntschaften, daß ein Fremder, der kein Abenteurer ist, Albions Gefilde auf die angenehmste Art durchwandern kann. Uebrigens ist London unaufhörlich mit Fremden jedes Gelichters, und mit so vielen schlechten und verdächtigen Menschen angefüllt, daß man aus seinem Hause einen Kasten Noah machen würde, wenn man alle Fremde darin aufnähme, die der Rauch einer guten Küche oder der Ruf eines gastfreien Hauses herbeilockt. Dies gilt von jeder andern großen Stadt Europas; selbst in Paris ist der Zutritt in gute Häuser nicht so leicht zu erlangen, wie man es denkt.

Der Wohlthätigkeitssinn gehört dem englischen Charakter ebenfalls an, der sich hier ganz anders, als in Frankreich, zeigt. In den hiesigen Hospitälern liegt keine Herzogin vor dem Krankenbett auf den Knien, um den Leidenden kräftige Brühen zu reichen. Man überläßt dies den Wärtern, deren Handwerk es ist. Der Staat bezahlt sie reichlich, sie verstehen sich auf die Pflege, ohne den armen Kranken zu geniren. Die christliche Liebe wird hier nicht aus Prahlerei geübt, denn die englische Kirche gebietet keine guten Werke. Die Wohlthätigkeit der Engländer ist nicht

theologisch, sie ist philosophisch und erstreckt sich, ohne die Faulheit und den Müßiggang aufzumuntern, nur auf die zur Arbeit unfähigen Subjekte. Alle frommen Stiftungen sind zum Besten des Alters, der Kindheit oder der Krankheit. Ein gesunder Armer, ein Bettler von Profession hat in England keine gute Zeit. Man macht sich mit einem **Halfpenny** oder einem **Farthing** von ihm los, und der Bettler muß 1008 Stück zusammenbringen, um sich in Besitz einer Guinee zu setzen. Die Gutthätigkeit der Engländer äußert sich besonders durch ihre Bereitwilligkeit, Jemand aus einer drückenden Lage zu ziehen, und durch den Beistand, den sie dem Fremden, der in Geldverlegenheit geräth, angedeihen lassen. Sogar die Gefangenen werden von ihnen bedacht, und man hält es für unmenschlich, sie in finstern und ungesunden Kerkern schmachten zu lassen. Die Gefängnisse in London sind geräumig, sie haben in ihren Bezirken Spaziergänge, ja, selbst Kaffeehäuser, wo man Erfrischungen nehmen und öffentliche Blätter lesen kann.

Da nichts in der Welt vollkommen ist, so finde ich allerdings im englischen Charakter, von einer Seite

betrachtet, eine Rohheit, die bei'm Volke zuweilen in Wildheit ausartet, und die sich besonders in der Vergnügungsart zeigt. Hierher gehören die Hetzjagden, die Stier- und andere Thiergefechte, Wettläufe, bei welchen Menschen und Pferde zu Grunde gehen, und die blutigen Boxereien, sogar unter den Bürgern. Alle diese Grausamkeiten rühren den Engländer nicht; er bezahlt sie, um sich daran zu ergötzen. Vielleicht geht diese sonderbare Verkehrtheit, die mit der übrigen Denkungsart der Nation in Widerspruch steht, nicht aus dem Herzen hervor, und liegt zum Theil in der Luft, der Nahrung, der harten Lebensordnung der Seeleute und in der alten, eingewurzelten Gewohnheit.

Ich bitte Euer Exzellenz, diese flüchtige Skizze nur als einen Versuch, Ihren Befehlen nachzukommen, zu betrachten und überzeugt zu sein ꝛc.

31.

An meine Mutter in Hamburg.

London, den 16. Mai 1741.

Theure, geliebte Mutter!

Ein Unglück, das man längst voraussah, ist darum im Augenblick seines Erscheinens nicht weniger schmerzlich. So habe ich ihn denn verloren, den so geliebten Vater, an dem ich mit so unendlicher Liebe hing. Der Gedanke, ihn noch zu besitzen, war meinem Herzen so süß; ich betrachtete ihn als einen Leitstern auf der Bahn des Lebens; ich sah in ihm eine Stütze, und jetzt scheint es mir, als habe die ganze Welt mich verlassen. Meine Thränen fließen, ohne meinen Schmerz zu erleichtern, und die Klage, die ich mit zitternder Hand auf das Papier kritzele, lindert meinen Gram nicht. Nur Gott sieht mein zerrissenes Herz. Sie, meine gute Mutter, sind nun der Trost meiner Zukunft, meine Hoffnung, meine Stütze und der einzige Gegenstand meiner heißen

kindlichen Liebe. Ich beweine nicht blos einen Vater, den Gott im hohen Alter aus dem Gedränge des Lebens zu sich rief, ich weine auch mit einer Mutter, die in dem theuern, langjährigen Lebensgefährten ihre beste Hälfte verlor. O, könnte ich doch in diesem Augenblick Sie, meine gute Mutter, meine Schwestern und Brüder sehen! Aber nein, es ist vielleicht besser, daß wir getrennt sind; Sie lieben uns, und unser Leid könnte nur das Ihrige erhöhen. In Ihrem starken Geiste, besonders aber in Ihrer Frömmigkeit werden Sie Trost finden, und die Liebe, mit der Sie uns umfangen, wird Sie aufrichten, Sie ermuthigen, damit Sie uns noch lange eine liebe mütterliche Freundin, ein schützender Engel bleiben.

Leben Sie wohl, geliebte Mutter, schreiben Sie mir bald wieder, und vergessen Sie nicht, daß Sie mir jetzt zugleich Vater und Mutter sind.

32.

An den Geheimenrath Jordan in Berlin.

Hannover, den 6. Mai 1741.

Wundern Sie sich nicht über mein langes Schweigen, mein lieber Jordan; ich habe vor einem Monat einen geliebten Vater verloren, und der Schmerz über diesen Verlust machte mich zu Allem unfähig, ließ mir kaum die Kraft, meine Pflichten zu erfüllen. Ich habe ein Herz, über welches die Natur mit großer Gewalt ihre Rechte ausübt; mein Kopf ist wüst, ich kann mich nicht zurecht finden und erwarte blos Balsam von der lindernden Zeit.

Sie werden aus den Zeitungen wissen, daß der König von England nach Hannover abgegangen ist; er ist dort mehr an der Quelle, um, wo möglich, die Spaltungen über die östreichische Erbfolge im Keim zu ersticken. Die Reise kam uns unerwartet, und

wir mußten uns eiligst seinem Gefolge anschließen. Die Vorbereitungen dazu rissen mich gewaltsam aus meiner Apathie; ich mußte von England Abschied nehmen, vielleicht auf immer. Wehmüthig blickte ich nach London zurück, auf den fernen St. Paulsthurm, der das Bild der englischen Größe ist. Wir gingen in Harwich auf einem Paketboot an Bord; unsere Ueberfahrt war glücklich, doch langweilig, denn wir schwammen fast vier Tage auf dem Meere und wurden durch widrige Winde beinahe an die norwegische Küste getrieben, die man wirklich in der Ferne bemerkte. In Helvoetluys, wo wir wohlbehalten ankamen, hielten wir uns so kurz, als möglich, auf, denn selten ist die Kasse, wenn man von England kommt, so gut im Stande, um die Anfälle der dortigen Gastwirthe auf dieselbe lange aushalten zu können. Selbst Georg I., der so oft das Opfer ihrer Raubgier geworden war, ging einst durch Helvoetluys, ohne sich aufzuhalten. Es war ein schöner Sommertag, und während man umspannte, saß der König auf einer Bank vor einem der ersten Gasthöfe und forderte drei frische Eier. Der Wirth brachte sie ihm und zugleich eine Rechnung von

200 Gulden. „Wie,“ rief der Monarch, „sind denn die Eier in Helvoetluys so rar?“ — „Verzeihen Ihre Majestät,“ antwortete der Unverschämte, „die Eier nicht, aber die Könige.“ Der König lächelte, zuckte die Achseln und ließ das Geld auszahlen. — Da wir schon auf unserer Hinreise die Bemerkung gemacht hatten, daß die königlichen Gesandten ebenfalls nicht häufig in diese Stadt kommen müssen, so reisten wir so geschwind, als möglich, wieder ab und begaben uns nach dem Haag, wo wir unser erstes Logis, zum alten Hof, wieder bezogen.

Nachdem wir einige diplomatische Verhandlungen gehabt, machten wir eine kleine Ausflucht, um einige holländische Städte zu besehen. Wir besuchten Delft, Leyden, Haarlem und Amsterdam. Der königliche Agent der letzten Stadt empfing uns artig und ließ uns alles Sehenswerthe zeigen. Das Rathhaus schien mir ein ungeheurer Steinkoloß ohne allen Geschmack zu sein. Marmor und Metall sind daran verschwendet, auch bemerkte ich einige werthvolle Statuen; was aber meine Aufmerksamkeit besonders erregte, waren 5 oder 6 Gemälde van Dyks, die

vollkommensten, die ich je sah. Sie hingen ohne Rahmen an der Wand; alle Piecen waren überhaupt schlecht abgetheilt und noch schlechter möblirt. Nirgends Zusammenhang der Zimmer, nirgends ein Vorsaal. Vorhänge und Stuhlbezüge waren blos von wollenem Zeuge; mit einem Worte, nichts stand mit dem Geiste des Gebäudes, mit den unermeßlichen Summen, die es gekostet, und mit dem Reichthum Amsterdams in Einklang.

Man zeigte uns die Schiffbauplätze und die Magazine der Admiralität, und führte uns endlich an Bord des Kriegsschiffs Amsterdam, von 100 Kanonen. Dies war mit dem, was wir in England gesehen, nicht zu vergleichen. Die Form eines holländischen Kriegsschiffs erschien uns plump und dem Auge mißfällig, und Magazine und Zeughäuser waren lange nicht so gut und überflüssig angefüllt, als in England. Knauserei und Nachlässigkeit blickten überall durch, welches bei einem Staate unbegreiflich ist, der solche Reichthümer besitzt, der so wichtige Kolonien jenseits des Meeres hat, und dessen ganze Wohlfahrt vom Seewesen abhängt.

Die Magazine und Schiffbauplätze der indischen Kompagnie gefielen uns besser. Alles trug hier Spuren des Reichthums und regen Lebens, im Gegensatz mit dem, was wir vorher gesehen. Nachdem wir unsere Neugier befriedigt, reisten wir ab, durchflogen Westphalen und trafen wenige Tage nach der Ankunft des Königs von England in Hannover ein. Dort erhielt der Graf Truchses Befehl, ungesäumt diese Stadt zu verlassen und sich zum Könige, der bei der Armee ist, zu begeben. Da in dem Schreiben die Rede gar nicht von mir war, so war ich verlegen, was ich thun sollte, doch erfuhr ich bald darauf meine Bestimmung. Wir fanden den Baron von Plotho, der den Grafen Truchses von seinem Gesandtschaftsposten ablösen sollte, schon in Hannover. Der neue Minister hatte nur an das Ministerium von Hannover Beglaubigungsschreiben, und der Staatssekretär, Mylord Harrington, wollte sich nicht eher auf Unterhandlungen einlassen, bis auch ein Kreditiv an den König von England angekommen sein würde. Während man dies erwartete, mußte ich zur Besorgung der wichtigsten Geschäfte hierbleiben und gewann Zeit, an den König zu

schreiben, um mir seine Befehle über meine Bestimmung auszubitten. Das Beglaubigungsschreiben des Baron Plotho ist endlich angekommen, und ich habe die Erlaubniß erhalten, nach Hamburg zu reisen, um die Meinigen zu sehen und Familienangelegenheiten in Ordnung zu bringen. Nach diesem gehe ich ebenfalls nach Schlesien ab. Der Graf Truchses ist schon seit 14 Tagen fort, und ich werde mich nicht lange in Hamburg aufhalten, denn mich treibt das Verlangen, unsern angebeteten König zu sehen. Ich reise über Berlin, wo ich nicht verfehlen werde, Ihnen, mein lieber Jordan, mündlich zu sagen, wie sehr ich bin 2c.

33.

An meinen Bruder in Bordeaux.

Hannover, den 15. Juni 1741.

Du durchfliegst Frankreich, lieber Bruder, und ich reise in Deutschland. Du weißt aus meinem letz-

ten Briefe, den ich noch in London schrieb, daß ich im Begriff war, nach Hannover zurückzukehren. Eines Abends wurde ich hier sonderbar überrascht. Ich saß ruhig in meinem Kabinet, mit Schreiben beschäftigt, als ein Diener eintrat und mir sagte, es sei so eben in der Londontavern eine fremde Dame angekommen, die mich unverzüglich zu sprechen verlange. Ich war eben in Staatsgeschäften vertieft und bescheiden genug, zu glauben, mein Besuch bei der Dame werde nicht so wichtig sein, um nicht bis morgen verschoben werden zu können. Ich ließ mich deshalb entschuldigen; aber eine Viertelstunde nachher meldete man mir, die schöne Unbekannte, welche weder ihren Namen sagen, noch warten wolle, habe mir eine Sänfte geschickt und bitte mich dringend, zu ihr zu kommen, und wenn es auch im Schlafrock sei. Diese Eil', die Sänfte und der Schlafrock gingen mir auf einmal gewaltig im Kopf herum, doch bedachte ich mich nicht, legte meine ganze Rüstung an und warf mich in die Sänfte, die mich zur Londontavern brachte. Unterwegs war ich in einem sonderbaren Zustande der Neugier und Erwartung. Man führte mich mit geheimnißvoller Miene in ein

Vorzimmer, wo ich beim Eintreten zu meinem Erstaunen meinen künftigen Schwager, unsern lieben Stüven fand, von dem ich lange nichts erfahren, und der, nachdem ihn der Markgraf von Bayreuth in Erlangen angestellt, die Erlaubniß erhalten hatte, nach Hamburg zu reisen und daselbst meine älteste Schwester zu heirathen. Er ging durch Hannover, und da er zufällig meinen Aufenthalt in dieser Stadt erfuhr, wollte er mich noch am Abend umarmen, um den andern Morgen seine Reise auf Flügeln der Liebe fortzusetzen. Doch ich hielt ihn auf; ich wünschte natürlich die Reise mit ihm zu machen und bei seiner Vermählung zu sein. Anfangs schien ihm jeder Aufschub unmöglich, zuletzt aber gab er der Freundschaft auf Kosten der Liebe Gehör und versprach, drei oder vier Tage, bis zur Beendigung meiner Geschäfte, zu warten.

Den folgenden Morgen schickte er seinen Diener Julius nach Hamburg voraus. Die ersten Tage gelang es mir, ihn zu zerstreuen, den dritten aber, an welchem ich ganz in Geschäften vergraben war, wollte es mir nicht damit glücken. Er kam zu mir,

und da er mich aus Bescheidenheit nicht stören wollte, nahm er ein Buch, warf sich auf's Sopha und rief: O drei Mal glücklicher Julius, Du siehst sie, und ich muß hier verschmachten! Endlich kam der ersehnte Tag, wir reisten in einem sehr schönen Wagen, welchen Stüven in Erlangen hatte machen lassen, und der, wie er mir versicherte, unmöglich, selbst auf dem schlechtesten Wege, umwerfen könne. Kaum hatten wir aber einige Meilen zurückgelegt, als sich mitten auf einer schönen Ebene unser Wagen so umkehrte, daß alle vier Räder nach Oben standen. Wir hatten beide geschlafen und erwachten höchst verwundert. Mit Mühe krochen wir aus den Wagenfenstern und eilten, jeder von seiner Seite, zum Postillon, um ihn durchzuprügeln; als wir uns aber ansahen, beschmutzt bis über die Ohren und in höchster Unordnung, so verwandelte sich unser Aerger in ein lautes Gelächter. Endlich kamen wir in Zollenspicker an, wo der überglückliche Stüven nach langer, schmerzlicher Trennung seine Braut wieder an's Herz drückte. Wenige Tage nach unserer Ankunft wurde die Hochzeit ohne jenen unnützen Prunk gefeiert, der in unserm guten Vaterlande oft so lästig wird.

Da mich der König von Preußen jetzt förmlich in seine Dienste genommen hat, so sagte ich meinen Hamburger Freunden ein feierliches Lebewohl. Vielleicht sah ich auch sie zum letzten Mal, die meinem Herzen einst Alles war. Ich that einen entscheidenden Schritt, ich enthüllte ihr klar alle die großen Hindernisse, die sich uns entgegenstellen. Sie zeigte auch hier die Charakterstärke, die ihr so eigen ist; sie fühlte, wir könnten einander nicht glücklich machen, und gab mir freiwillig mein Wort zurück. Wahre Freundschaft sollte an die Stelle der Liebe treten, und gegenseitige Achtung ein neues und festeres Band knüpfen.

Dies wäre also, lieber Bruder, das Neueste aus unserer Familie. Unsere würdige Mutter ist wohl, Stüven ist mit seiner Frau nach Erlangen abgereist, meine jüngste Schwester begleitet sie und wird einige Zeit bei ihnen bleiben. Ich habe mich sehr über unsern jüngsten Bruder gefreut. Er ist ein hübscher Junge, voll Fähigkeit und Leben; alle seine Lehrer sind außerordentlich mit ihm zufrieden.

Nach einem zehntägigen Aufenthalt in Hamburg bin ich nach Hannover zurückgekehrt, wo ich meine

Geschäfte zu Ende bringen, mich bei Hofe beurlauben, und von wo ich dann unverzüglich nach Schlesien abgehen werde. Sobald ich bei dem Könige, meinem Herrn, angekommen bin, schreibe ich Dir wieder.

Ende des ersten Theils.

Gedruckt bei Leopold Freund in Breslau.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bielfeld, Jakob Friedrich <<von>>,

Friedrich der Große und sein Hof, oder so war es vor 100 Jahren

Bd.: 1

Breslau (1838)

Bor. 29 h-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10012622-6